



HERBST.

J. B. Sonderland lith.

C. Scheuren

Und am Altar nun kniet sie, am Muttergottesbild,
Und betet auf gen Himmel: O Fraue hold und mild,
Nimm du dich meiner Kinder in reichen Gnaden an,
Denn ich darf sie nicht speisen, wie ich wohl gern gethan!

Und am Altare kniet sie und betet immer nur:
Du sättigst auf Erden mild alle Creatur,
Die Vögel auf dem Felde du hast für Alle Rath,
Gieb, Herr, daß meine Armen auch heute werden satt!

Nun hat sie Kraft gewonnen, nun hebt sie sich empor,
Nun schreitet sie von dannen: Da an des Münsters Thor,
Es harren still die Andern, doch einer tritt sie an,
Den Hut, die Hand gestreckt, heischt Gabe stürmend ein Mann.

Sie blickt empor gen Himmel, denn leer ist ihre Hand:
Da reißt sie, schnell entschlossen, den Aermel vom Gewand,
Giebt den mit mildem Blicke, o dieser Blick voll Huld
Wog alles Gold der Erde, wog auf wohl alle Schuld!

Und wieder hohen Ernstes Schritt sie des Weges fort
Und saß in ihrer Kammer nun an dem stillsten Ort,
Ergebungsvoll sie schirmt das Auge mit der Hand,
Da fiel noch eine Thräne auf's reiche Perlgewand.

Der Kaiser Otto wieder geht heim mit stolzem Sinn,
Die niedrige Vermummung verächtlich wirft er hin,
Er spricht: Ich hab' und halte nun ihrer That ein Pfand,
Den Aermel hier, wohl glaub' ich, von ihrem letzten Gewand!

Und an der offenen Tafel, bald ist es Tafelns Zeit,
Sie zu beschämen meint er im ärmellosen Kleid:
Drum birgt er im Gewande das Pfand auf seiner Brust,
Es vorzuziehn gedenkt er zu rechter Stund mit Lust!

Die Tafel ist bereitet, die Gäste stehn umher,
Es öffnen sich die Flügel: Die Kaiserin, wie hehr!
Sie naht im Goldgewande, geschmückt mit Edelsiein,
Was könnte edler, reicher, was majestätischer sein.

Der Kaiser selbst erkauet, staunt er ob solcher Pracht,
Staunt er ob ihrer Schönheit, ob ihrer Hoheit Macht!
Hoch schlug sein Herz, wohl saß er, gedankenvoll und stumm —
Da gingen nun die Schüsseln an reicher Tafel um.

Da gingen die Pokale am reichen Tisch umher,
Die goldenen Körbe wurden des Honigbrots nicht leer,
Nicht leer der süßen Früchte, — den Ueberfluß wohl sah
Mit Schmerz die schöne Fürstin, ihr Auge trübte sich da.

Der Kaiser als vom Weine sein Herz nun kühner schlug,
Gedachte jenes Aermels, den auf der Brust er trug!
Er sprach: Dich ziert, Editha, ein herrliches Gewand,
Doch schöner dünkt mich jenes, darin ich früh dich fand.

Ich will es sehn! man hol' es, mich fasset Ungeduld!
Er wollte sie beschämen und zeihen ihrer Schuld.
Und wieder rief der Kaiser: Zur Stelle schafft's sogleich!
Und lachte schon sein Auge — ihre Wange da ward bleich.

Sie bringen's. Wie die Fürstin ergebungsvoll da saß,
Nief er gestirnt: Entfaltet's! Scharf war sein Aug' und maß
Die Kaiserin, es faßte die Hand schnell nach der Brust,
Den Aermel, der dort fehlte, er will ihn zeigen mit Lust.

Er weist ihn vor — ein Wunder! Sie schaun einander an;
Am tiefsten war getroffen der kaiserliche Mann:
Das Kleid war heil: zwei Aermel! doch hielt des Kaisers Hand
Bom braunen Fries den Aermel, ein Stück vom Bettlergewand.

II.

Und wollt ihr ferner hören von dieser milden Frau,
Die mit dem Auge heilte, dem Auge süß und blau,
Ich kann euch Kunde geben, die ich geschrieben fand
In einem alten Buche mit pergamentnem Band.

Sie goß ins Weh des Lebens viel Linden Balsam aus,
Das wissen alle Städte, im Wald das letzte Haus,
Und rauscht in stillen Nächten im Traum der tiefe Wald,
Von ihrer Hand der milden ein Flüßern lei' erschallt.

Zu Magdeburg im Schlosse, da ruht sie, nein, sie wacht
Und sorgt noch für die Ihren, und schon ist's stille Nacht,
Es schlafen alle Diener, die Wache träumt im Thor,
Da kommt ein Gast, ein fetscher, und geht behutjam vor.

Das Thor, den Hof durchschreitet ein Reh im Vollmondschein,
Und steigt empor die Stiegen und tritt zum Vorfaal ein,
Es fürchtet nicht die Helle der Fackeln, seinen Gang,
Als wär's im stillsten Walde, rennt es die Säl' entlang.

An das Gemach der Kaiserin nun pocht's mit leisem Ruf.
Es pocht wer, man öffne! das war der Kaiserin Ruf.
Da gehet ein ein Rehlein und kenget sich auf's Knie,
Und blickt zur Frau so stehend. Was hast du? sagte sie.

Da kommt' es wohl nicht reden, es blickte nur hinaus,
Doch wohl verstand's die Gute: Das Thier hat was drauß,
Man wecke schnell den Jäger, er gehe mit dem Thier,
Gefährd' es nicht und helf' ihm, und gleich berichl' er's mir.

Gewedet ward der Jäger; das Reh nun wieder schritt
Hinaß die Stieg' und sorgsam wohl ging der Weidmann mit.
Ihn führt's hinaus, es führt ihn die Eß hinüber bald,
Denn Eis hat sie gedeck't, und führt ihn zum Wald;

Führt ihn durch Schneefelder zu einem Hügel auf,
 Jetzt hält's, da lag das Zicklein, gefangen einen Lauf —
 In einer Schlinge, jammernd sah ihn die Mutter an —
 Da, nach Geheiß der Fürstin, löst' es der Jägermann.

Dahin mit frohem Sprunge, befreit aus langer Qual,
 Wie sprangen sie hinunter ins mondbeglänzte Thal.
 Der Weidmann aber fördert den Schritt durch Schnee und Nacht,
 Schon eilet er im Schlosse zur Fürstin, die noch wacht.

Und als er es verkündet der wundermilchen Frau,
 Wohl muß' er es erzählen in Allem ganz genau,
 Da an die Brust nun drückt sie ihr Kind und schlummert ein,
 Und sel'ge Engel lächeln in ihrem Traum herein.

Ein Leichen-Flammenfest.

(17. August 1850.)

Von Ludwig August Frankl.

Auf Bali herrscht im Volke tiefes Trauern;
 Der Fürst der Insel Deva Argo starb;
 Doch wird sein Ruhm ihn ewig überdauern,
 Denn mit der Leiche in der Flamme Schauern
 Verbrennen sie, was er sich je erwarb.

Des frommen Volks bewegte Massen drängen
 Zum Strand, zum Leichen-Flammenfest heran;
 Die Priester ziehn mit Fackeln und Gesängen,
 Bei heil'ger Instrumente dumpfen Klängen,
 Den Holzstoß zünden sie laut betend an.

Und sprengen, um die ird'sche Glut zu weihen
 Des Weihrauchs Körner andachtsvoll hinein,
 Kostbares Del und feine Spezerieen,
 Die buntes Licht und Duft den Flammen leihen —
 Schon blüht es auf schon zuckt und wallt der Schein.

Und oben liegt der tapf're Fürst des Landes
 Die Scheiter werden bald sein Flammenthron;
 Er ruht, gesalbt, weißschimmernden Gewandes
 Zu ihm empor die Funken erst des Brandes
 Als huldigende Lichtgesandte lohn.

Und Kriegerelaven bei der Hörner Klängen
 Beginnen stumm des Todes Waffentanz,
 Erst langsam, rasch und wilder stets zu schlingen,
 Die Waffen klirren und die Priester singen,
 Und Schild und Lanze glüht in rothem Glanz.

Wiß sie des heil'gen Wabunns Taumel fassen,
 Ihr wildes Lied zu Rufen wird der Schlacht;
 Sie springen in die heißen Flammenmassen —
 Aufjauchzt das Volk und ohne zu erblassen
 Preist es des Tobten Ruhm und seine Macht.

Und wie die Flammen hoch und höher schlagen,
 Sieht lautlos und mit wollustvollem Graun
 Die Menge wieder in geschmückten Wagen,
 Von goldgezümmten Rossen hergetragen,
 Des Fürsten sieben göttlich schöne Frau'n.

Im Goldgewand die bräunlich schlanken Glieder,
 Entfüllt der Wangen und des Busens Pracht,
 Die schwarzen Haare bis zur Ferse nieder,
 Und lang bewimpert durch die Augenlider
 Des Blickes tiefe, wundervolle Nacht.

Auf jedem Haupte eine Taube schimmert,
 Die reget scheu die weißen Flügel nicht;
 Und über eine Brücke leicht gezimmert
 Zum Tod, der ihnen roth entgegenlimmert,
 Hinstreiten sie mit heit'rem Angesicht.

Jetzt hat die Gluth erfaßt des Fürsten Leiche,
 Aufstammt sein Haar, sein schimmerndes Gewand —
 Zu leben scheint noch einmal jetzt der Leiche,
 Dann leuchtend sinkt er ein zum Todtenreiche,
 Verschlungen hat ihn schon der rothe Brand.

Die Frauen strahlen noch ihr Haar mit goldnem Kamme,
 Sie ordnen rasch dann der Gewänder Flut
 Und springen betend von dem Bräuderdamme
 Mit liebeglühnder Inbrunst in die Flamme
 Die See und Himmel färbt mit ihrer Gluth.

Doch bei dem Sprung von ihren Häupten heben
 Sich glutendang die Tauben in die Luft —
 Ein Kranz von schimmernd weißen Rosen leben,
 Als helle Silberalorien schweben
 Sie ob der Liebesmartyrinnen Grust.

Die Priester singen: „Heilig ist der Glaube,
 Der Gattinnen dem Gatten folgen heißt;
 Wird auch der Leib dem Flammentod zum Raube,
 Verflüht und ewig hebt als weiße Taube
 Vom Scheiterhaufen sich empor der Geist!“

Gedichte

von Johannes Falke.

I.

Das Abendläuten wieget
Sich leise über die Fluth,
Der Rachen langsam gleitet
Durch scheidende Tagesgluth;

Die Töne breiten herüber
Von der Kirche heilige Ruh:
Was schaut der Schiffer im Rachen
So trüben Auges dazu!

Ein Mägdlein singend hüpfet
Zur goldenen Welle hin,
Ihr wird beim Abendläuten
So andachtsstill der Sinn;

Sie faltet die kleinen Hände,
Sie schauet still in die Höh' —
Wer mit dir so beten könnte
Am abendstillen See!

II.

Es hört ein Bächlein rauschen
Vom steilen Felsen der Knab',
Die schäumende Welle eilet
In's tiefe Thal hinab;

Er singet leise Lieder
Da broden am Bergestrand:
Du eilende Welle trage
Mein Lieblein in fernes Land!

Ein Mähtrab einsam brauset
Weit unten mit raschem Gang;
Was schwinget das Mähtrab so fröhlich,
Als hör' es den fernen Sang?

Am Ufer das Mägdlein fihet
Und singt zur schweigenden Fluth:
Du eilende, stumme Welle,
Sag' an, wo der Wanderer ruht!

III.

„Und willst du nicht, meine Blumen zu sehn,
Ein Weilchen hier noch warten?
Willst du nicht Rosen brechen gehn
Mit mir in des Vaters Garten?“

Das Mägdlein spricht's, der Knabe laufet
Und lehnt am Wanderstabe,
Und Blick für Blick das Auge tauscht,
Dann schüttelt das Haupt der Knabe:

„Wohl ist eine Rose die Wange lüch
Und die Augen sind weichenblau,
Und lustig mag's sein, wie man Blumen bricht
In deines Vaters Aue,

„Doch mir blüht keine Blume bei dir,
Kein Schatten grünet mir labend:
Ueber die Berge, über das Eisrevier —
Ich habe noch weit bis zum Abend!“ —

Gefang der Gothen an Marichs Grabe.

Von Eduard Ziehen.

Schirmet, dunkle Stromeswellen,
Unses Königs Grabeshügel,
Schließt vor frechen Römerhänden
Ihn mit starkem, ew'gem Siegel.

Rauschet über seinem Haupte,
Scheuchet fort die Erdenklagen,
Daß ihn labe kühler Schlummer
Nach den heißen Jugendtagen.

Singt ihn ein, ihr Wasserstimmen,
Leis' und lind, ihr zaubrisch süßen,
Daß er träume froh dort unten
Von des Frühlings holden Grüssen;

Daß ihm sei, als hört' er wieder
Seiner Heimat Wälder wehen,
Und die Vöglein lieblich singen,
Und die klauen Ströme gehen.

Doch wenn glüh'nde Blitze zucken
Und wenn wild die Donner rollen,
Dann stimmt ein mit lautem Jauchzen
In des Himmels Sturm und Grollen;

Daß der König wähnt zu hören
Seiner Gothen Schlachtgesänge,
Seiner Gothen Heldenkämpfe,
Seiner Gothen Siegesklänge.

Ueberm Meer.

Von August Becker.

Heida! Welch' ein bunt' Gewimmel
Unterm heißen Tropenhimmel
Auf der Pampas weitem Feld, —
Brasilianer Truppen schleppen
Matt sich durch die öden Steppen
Nach dem grünen Palmengelt.

Bald nun liegen sie im Schatten
Die Creolen und Mulatten
Und der ganze schwarze Troß,
Auch die Weißen und Negizen, —
Nur die wilden Gauchos sitzen
Schlafend immer noch zu Ross. —

Bei den Fahnen an der Palme
Ruht geschützt vor'm Sonnenqualme
Eine stolze Kriegerschaar,
Wie die Jungen so die Alten —
Hohe, kräftige Gestalten,
Blau von Augen, blond von Haar.

Wie die Augen kühler blitzen,
Wenn sie so beisammen sitzen,
Wie die helle Braue zuckt!
Auf den Wangen glühen Flammen:
Ach! sie haben schon mitammen
Einen bittern Trank verschluckt.

Ihre braven Herzen pochen,
Wenn die Adern heißer kochen,
An das bunte Kriegerkleid;
Keiner will das Schweigen brechen,
Keiner wagt jetzt zu sprechen
Von dem ewigen Herzleid. —

An des Palmenwaldes Schwelle
Sitzt ein narbiger Geselle,
Die Trompete in der Hand, —
Zieht die Flasche, um zu nippen,
Reißt sich grimmig in die Lippen,
Denn er denkt an's Vaterland.

Bricht er gleichwohl nicht das Schweigen,
Denkt er doch: „Fluch! Fluch den Feigen!
Und den Falschen Fluch und Tob!
Aber euch, ihr Treuen alle,
Wahre Gott im grausen Falle,
Der das arme Volk bedroht!“

Und er muß die Augen schließen,
Weil sie ihm jetzt überfliehen,
Die Kameraden schau'n auf ihn,
Und sie glauben wohl, er bete, —
Sieh! Da seht er die Trompete
Auf die härt'ge Lippe hin.

Da auf einmal ist's erklingen:
„Schleswig-Holstein, meerumschlungen“,
„Bleibe treu, mein Vaterland!“ —
Hei! Wie ist es losgebrochen,
Gleich der Nordsee Sturmespothen
An dem heim'schen Dünentrand!

Und sie singen, und sie schwingen
Ihre Schwerter, daß sie klingen
In das hehre Lied mit Macht, —
Da erwachen alle Schmerzen
Und es bluten alle Herzen,
Wie zu Idstedt in der Schlacht.

„Schleswig-Holstein meerumschlungen!“
Gott! Wie traurig ist's erklingen
In der Pampas ödem Plan.
Die Creolen horchen bange
Nun dem fremden Schlachtgesange,
Brausend wie der Ocean. —

Da, man hört zum Angriff rufen,
Laut erdröhnt von Rosseshufen
Jetzt das weite Steppensfeld;
Gauchos fliegen mit dem Winde,
Und das farbige Kriegesfeld
Bricht nun aus dem Palmengelt.

Aber Deutschlands arme Söhne
Haben durch des Liedes Töne
Ihren Schmerz bald ausgeweint.
Und sie springen auf die Pferde,
Und sie greifen zu dem Schwerte:
Vorwärts geht es an den Feind!

Geschichten und Sagen

von Hermann Rollet.

I. Das Marienbild.

Da hört, was frommer Sage Mund
Uns gibt ein lieblich Wunder kund! —

Ein Maler malte einst zu Rom
Maria's Bild in hohem Dom.

Und als er's schuf an hoher Wand,
Auf ragendem Gerüst er stand.

Er schuf's, vom Ruf der Kunst geweicht,
In stiller Künstlerfreudigkeit;

Er schuf's mit seiner Seele Schwung,
In heiliger Begeisterung;

Er schuf's, vergessend Raum und Zeit,
In seliger Versunkenheit. —

Schon lacht in holber Hoheit mild
Das liebliche Marienbild;

Schon wallt des Sternkleides Blau
Am reinen Leib der lieben Frau;

Schon ist's, als spräch' ihr milder Mund,
Als trät' das Bild aus goldnem Grund

Dem Künstler half ein hold Gesicht.
Er wirft aufs Werk noch einen Blick,

Tritt rasch dabei nach rückwärts aus,
Da tritt er, ach, zu weit hinaus;

Er wankt; das Brett ist kurz und klein,
Und, weh! tief drunten Stein an Stein! —

Doch sieh'! doch sieh'! — da lächelt mild
Sein leuchtend Werk, Maria's Bild;

Und aus dem Bild an hoher Wand
Greift rasch heraus Maria's Hand!

Sie faßt den Stürzenden geschwind
Und hält ihn fest, doch sanft und lind,

Und hält ihn, schwebend in der Luft,
Bis alles hell nach Hülfe ruft;

Und alles mit des Staunens Laut
Das unbegriffne Wunder schaut. —

Der Maler still herunter steigt —
Kein Haar an ihm gekrümmt sich zeigt;

Er geht in erstem Sinnen fort
Und spricht zum Dank ein freudig Wort. —

Und als er so gerettet war,
Da preist ihn froh des Volkes Schaar

Und preist sein wunderthätig Bild,
Das droben lächelt, still und mild.

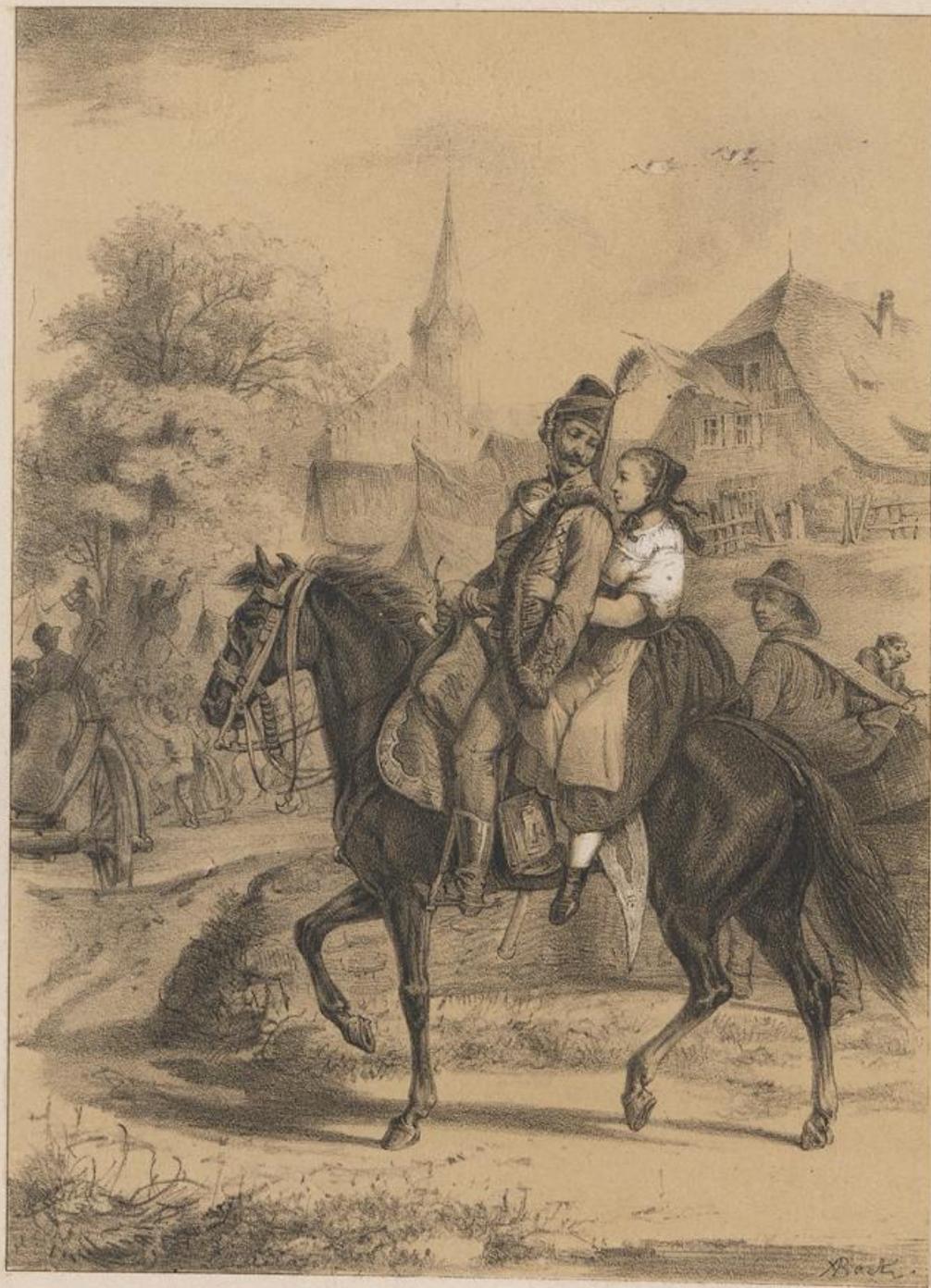
II. Im Frieden.

(Nach einer Zeichnung von A. Wed.)

Es leckte die Fiedel zum fröhlichen Fest,
Es strömte zusammen von Ost und von West
Und flog in den Strudel des Tanzes hinein,
Die Stunden ent'oh'n, wie Minuten so klein.

Und als Er Sie schwenkte von Neuem im Arm,
Da mahnte von Neuem sie dringend und warm:
„D laß mich und gehe! Dein Urlaub ist aus;
Es drohen dir schlimme Geschichten zu Haus!“

So bat sie. Er sah in ihr blühend Gesicht:
„Ich kann dich nicht lassen und lasse dich nicht!“
Und lustiger sandte die Fiedel den Klang,
Und wonniger folgte die Freude dem Drang.



Die Liebe im Frieden.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

III. Der wilde Jäger.

Herr Jägermeister Hackelberg!
Ihr jagt Tag aus, Tag ein,
So jagt doch nur am Sonntag nicht —
Am Sonntag laßt es sein! —

Ich jag', so oft ich jagen will;
Die Tag' all' gleich mir sind!
Und was der Pfaff von Goslar spricht,
Das ruft er in den Wind!

So hört denn, Hans von Hackelberg!
Sind Euch die Tag' all' gleich,
So wird Euch wahrlich nicht zu Theil
Dereinst das Himmelreich!

Der Jägermeister Hackelberg
Darauf mit Lachen sagt:
Dem Herrgott bleib' sein Himmelreich,
Bleibt mir nur meine Jagd! —

Und als der nächste Sonntag kam,
Ging's wieder: ho, hallo!
Der Jägermeister Hackelberg
Der jagt im Buchwald froh.

Das Hifthorn schallt, die Peitsche knallt,
Die Meute hegt und bellt, —
Es ist der Hans von Hackelberg
Der frohste in der Welt! —

Was kommen da zwei Reiter her —
Der Eine licht und mild,
Der Andre dürr — auf schwarzem Pferd —
Mit Augen, wußt und wild!

Der Wilde spricht: O reit' mit mir!
Der Wilde ruft: Mit mir!
Dem winkt auch gleich der Hackelberg
Und ruft ihm zu: Mit dir!

Da sprengt der Wilde mit ihm fort —
Die Pferde Funken sprühn,
Dem Jägermeister Hackelberg
Die Augen feurig glühn.

Die Pferde wiehern, sturmumbraust,
Das Hifthorn schmetternd schallt,
Die Meute bellt, hoch über'm Wald,
Die Peitsche hegt und knallt.

Die Bäume krachen rings im Forst,
Der Fuchs sucht seinen Bau,
Der müde Wanderer irrt und wankt
Gerum in finst'rem Au.

Das Mitterlein, es schlägt ein Kreuz
Im sturmumtosten Haus,
Und eine schwarze Gule fliegt
Den Reitern wild voraus.

Sie sausen durch die Nacht im Sturm,
Von bleichem Bliz umhellt,
Und reiten, jagend, durch die Luft
Wohl bis an's End' der Welt.

Sie reiten — bis das rechte Wort
Einst ruft die reinste Magd; —
Das ist der Hans von Hackelberg,
Das ist die wilde Jagd.

Ohne dich, du goldner Wein!

Von Ferdinand Siegmund.

Wenn ich still zu Hause sitze
Nur bei Wasser und bei Brot,
Ach, da hab' ich mit dem Dichten
Wahrlich eine große Noth.

Aber in der trauten Schenke,
Sitzend bei dem Glase Wein,
Fallen mir die schönsten Lieder,
Wunderbare Sachen ein.

Wie die Fische ohne Wasser,
Wie die Vögel ohne Luft,
Wie der Himmel ohne Sterne
Und die Rosen ohne Duft,

Wie der Frühling ohne Blüthen
Nicht erträglich müßte sein:
Also wär' ich, armer Dichter,
Ohne dich, du goldner Wein!

Piratenliebe.

Von Hugo Püttmann.

I.

Wie sich die Segel schwellend blähen!
Das ist ein frischer guter Wind!
An Bord muß ich nun eilends gehen,
Drum lebe wohl, mein schönes Kind!

Du blickst mich an, du sähest gerne
Mich weilen länger noch bei dir;
Doch sieh, es bleichen schon die Sterne,
Ich muß zur See in mein Revier!

Dort giebt es mannigfache Beute
Für mich und meinen Freund, den Hai,
Den ich so oftmals schon erfreute;
Drum folget meinem Schiff er treu.

Mein Zeichen kennt er wohl, der Kluge:
Die Knochen mit dem Schädelbein.
Er glitzert lustig an dem Buge,
Das mög' ein gutes Zeichen sein!

Knie' dort vor meinem Schuttpatrone
Und bet' ein Ave für mein Glück;
Zwei Kerzen brenn' ich ihm zum Lohne,
Beschügt er redlich meine Brigg.

Und sollt' im Tod mein Auge brechen,
Und siele ich im heißen Streit,
So laß drei Seelenmessen sprechen
Zum Frommen meiner Seligkeit!

II.

Komm, Mädchen, daß ich dich umfange,
Juanita mit dem schwarzen Haar!
Und reiche mir die braune Wange
Zum Willkommstusse freundlich dar!

Ja, heute will ich bei dir ruhen,
Die Mandoline hol' hervor,
Und tanze mir in Kläuschchen,
In kurzem Rock, den Die vor.

Gewänder von der schönsten Seide,
Und Spitzen, denen stets du hold,
Bring' ich zur reichen Augenweide:
Das ist des Räubers Minnesold.

Da, nimm es hin, was ich dir biete!
Wo ist der König, der mir gleich?
Geliebt bin ich von Juanite,
Die See ist mein gewaltig Reich.

Ich nahm die Slog, die zierlich schlanke,
Sie kam von Barcelona her:
Die Mannschaft stieß ich von der Planke,
Begraben hat sie Hat und Meer.

Das wird dir keine Furcht erwecken,
Du hörst's mit schauervoller Lust,
Und ich, des Meeres wilder Schrecken,
Ich liege sanft an deiner Brust!

Im Krieg.

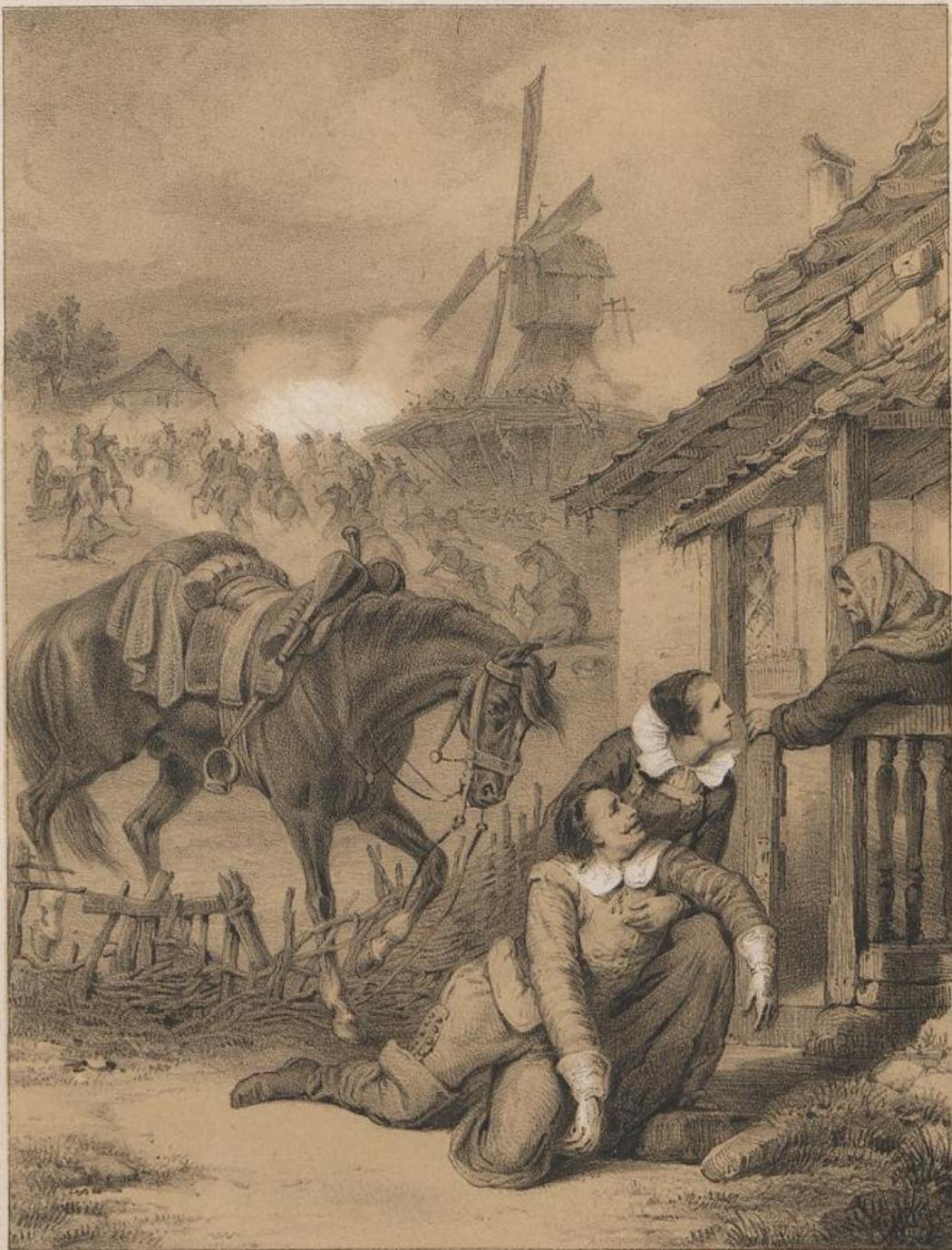
Von G. Pfarrius.

(Nach einer Zeichnung von A. Ved.)

Es weckte die Trommel zu blutigem Tag,
Es wälzten sich Schoaren um Schoaren ihr nach,
Ihr nach und hinein in das Schlachtengebräus,
Da dehnten Minuten zu Stunden sich aus.

Er lag im Gehölze, getroffen vom Blei,
Ihn stügend, ihn schühend, so stand sie ihm bei.
„D laß mich und geh! bist rings ja bedroht
Vom nahenden Feinde, von Schmach und von Tod!“

So bat er. Sie sah in sein bleiches Gesicht:
„Ich kann dich nicht lassen und lasse dich nicht!“
Und dichter umschloß sie die feindliche Macht,
Und grimmiger hallten die Donner der Schlacht.



Die Liebe im Kriege.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Das nächtliche Spiel.

Fragment aus dem epischen Gedichte „Gerwal“.

Von Hugo Püttmann.

In strahlendem Gewande zog auf seiner Bahn
Der Mond auf Silberwagen zum Himmel hoch hinan,
Und stillte Erdenleiden durch seinen milden Schein
Und lullte Menschenkinder in sanfter Ruhe ein.

So fuhr der Friedensspender in stillem Ruhm einher,
Ueber alle Länder und das weite Meer,
Das in der Sonne Strahlen, in glänzend heller Pracht,
Gleich einem riesig großen funkelnden Smaragd.

Und in des Mondes Schimmer, nach der Sonne Brand,
Erschien es wie ein magisch-weißer Diamant,
Und auch die kleinste Welle in ihrem Strahlenkleid
Däuchte mir größern Wertes als alles Goldgeschmeid.

Sorch! aus der Tiefe bringen Gefänge hell hervor,
Die schlagen mit lautem Klingen an mein erschauetes Ohr.
Das ist ein Geistertönen, nicht anders kann es sein,
Es bringt den Erdenjöhnen in's Herz mit Macht hinein.

Sie sind's, die lustig schweben in ihrem Ringeltanz,
Die sich drehn und heben in des Mondes Glanz!
Da muß ich stille lauschen mit ängstlichem Gemüth,
Und durch der Wellen Rauschen erklinget süß das Lied:

Der Mond, der ersehnte, erglänzt in der Höh'
Und färbet das Wellenhaus schimmernd wie Schnee.
Welltungen ist oben das Treiben der Welt,
Das Drängen und Toben und Hallen,
Und unten im herrlich gebauten Gezelt
Zum Tange die Meerfrauen wallen.
Wir schwingen im Kreise
Uns fröhlich und schnell
Und singen die Weise,
Die liebliche, hell.

Ja, Alles ist stille zur nächtlichen Stund'
Im wölbenden Himmel und irdischen Rund'
Nun lassen wir schallen den lauten Gesang,
Den freudeerfüllenden hellen:
Es horchen dem süßen, ergreifenden Klang
Die Fischlein in bläulichen Wellen!
Wir schwingen im Kreise
Uns fröhlich und schnell
Und singen die Weise,
Die liebliche, hell.

O fröhliche Lust! von Niemand gesehn,
Sich leicht beschwinget im Kreise zu drehn!
Nicht haben wir Rosen mit lieblichem Duft,
Doch wachsen uns hoch in den Hallen
Der Wasser umgebenen, heimlichen Gruft
Die gelben und rothen Korallen!
Wir schwingen im Kreise
Uns fröhlich und schnell
Und singen die Weise,
Die liebliche, hell.

Sie heben sich mächtig, in zierlichem Bau,
Und tragen uns Perlen in Muscheln zur Schau,
Darunter bedecken Tang, Algen und Moos
Den Boden wie sanftes Gesieder.

In leichtem Gewande und schleierlos
Bewegen wir auf uns und nieder!
Wir schwingen im Kreise
Uns fröhlich und schnell
Und singen die Weise,
Die liebliche, hell.

Und rings um den Tanzplatz im lieblichen Rund
Die Pflanzen des Meeres phantastisch und bunt:
Meertannen, Secilien, Korallen so roth,
Dagwischen breite Alken,
Daraus ein Glänzen so wunderbar lebt,
Die dienen zum Pfad der Feen!
Wir schwingen im Kreise
Uns fröhlich und schnell
Und singen die Weise,
Die liebliche, hell.

Die Korallenbäume, so hart wie Felsgestein,
Vielfarbig, vielgestaltig in wechselvollem Schein,
Standen da wie Säulen, ragend hoch und hehr,
Als ob sie stützen wollten das weite, weite Meer.

Das Seegras, bunt an Farbe, umschlang den hohen Stamm,
Darunter sankt sich schmiegte der weiche, gelbe Schwamm;
Und in dem wundervollen, strahlenden Revier
Glitt ohne Laut und Lärmen das stumme Seegethier.

Wie von Gold und Silber huchten Fischlein klein,
Medusenhäupter warfen röthlich hellen Schein;
Meerotttern, große Muscheln, Schlangen und noch mehr
In seltsam fremden Formen rudern da einher.

Wer kennt die Wesen alle, wer hat sie schon erschaut,
Die in den Gärten wohnen, da unten aufgebaut?
Gar mancher ist gesunken in das Meer hinab,
Doch hat es stets geschlossen sich zum kalten Grab.

Die kostbarreichen Schätze, die manches Fahrzeug trug,
Aus allen Erdenzonen liegen da genug;
Die sie einst besaßen, liegen auch dabei,
Auch wacht ein grimmer Hüter, das ist der Niesenhai.

Und in diesen Tiefen, von Stille ganz umweht,
Nur von dem hellen Singen der Wasserfel'n belebt,
Waren bei Waldfei Gerwal dem schönen Königssohn
In der Rizen Kreise die Stunden rasch entflohn.

Seine listige Freundin erntete die Saat,
Die sie ausgestreuet, durch die schlaue That:
Der schöne Königsjüngling glänzte wie der Stern,
Die andern Feien hätten gewonnen ihn so gern.

Doch fühlte er sich glücklich im Innern seiner Brust?
O nein, in stiller Stunde er sagen sich gemüht:
Es lag ihm auf dem Herzen so schwer wie schweres Blei,
Er fühlte neues Grauen vor der Waldesfei.

Doch wenn ihm in sein Auge ein Strahl aus ihren drang,
Dann kochte in den Adern ihm der Zaubertrank,
Dann glühte wie ein Feuer der schlau erfachte Brand,
Und mit schnellen Armen die Nixe er umwand.

Und lustig tanzten Beide den Tanz im Mondenschein,
Und mit im Kreise wogten alte Wasserfein:
Es schwebeten die Schönen mit anmuthvoller Kunst;
Sie suchten zu erringen des Königs Knaben Gunst.

Und als sie nun geendet, da hüten Junggerwal
Des Meeres schöne Töchter, zu schlagen die Laute einmal,
Und dabei zu singen, wie ihm's die Fei gelehrt,
Und wie im frischen Busen er's emsig stets genährt.

Behende waren Beide, als Gerwal sagte zu,
Und brachten ihm die Laute aus verborgner Truh'.
Es war dieselbe Laute, die er im Sturmgetos'
Geschleudert hatte zürnend in des Meeres Schooß.

Die schönen Wassernixen nahmen sie in Hut
Und brachten sie dem Sohne Lüdgers wohlgemuth;
Der fuhr mit vollen Händen in der Saiten Reih'n,
Und dem Klange horchten still die Wasserfein.

Der Jüngling wollte singen einen Nixenfang,
Doch eine andre Weise in den Sinn ihm drang,
Das war ein schaurig Märlein, er hatte es vernommen
Von einem alten Fiedler, der einst zu Rolf gekommen.

Nabe und Ritter.

Es schwang sich ein Nabe empor aus dem Wald;
Bereift war die Halbe, der Wind wehte kalt.
Was will wohl der einsame Nabe?

Er spähet nach Beute im Feld und im Tann,
Da trabet gar lustig ein Ritter heran,
Den siehet der einsame Nabe.

„Glück zu, mein Herr Ritter! Wo reitest du hin?
Gar frohlich und wohlgemuth scheint mir dein Sinn!“
So sagte der einsame Nabe.

„Biel dank dir, du Nabe! Zur Hochzeit ich geh!
Doch warum durchschweifst du die frostige Höh'?“
Er sagt' es dem einsamen Naben.

Da krächzte der Schwarze in häßlichem Laut:
„Dahem wirst du finden die liebliche Braut;
Dann denke des einsamen Naben!“

Das rührte den Ritter im Mark und im Bein;
In hangender Gile durchslog er den Rain.
Ihm folgte der einsame Nabe.

Und als er das Schloß der Geliebten erreicht,
Da war eine prangende Blume verbleicht,
Und nah war der einsame Nabe.

So weckte er die Weise aus seines Herzens Grund,
Und die Nixen horchten mit geschlossenem Mund.
Hell sang er und doch grauend die alte Melodie.
Solche Töne hatte er ausgehaucht noch nie!

Und die Leier tönte so klagend und so bang,
Wie die geborsne Glocke, die ein Windstoß schwang.
Die Nixen wollten zürnen über solches Lied;
Doch konnten sie es nimmer, bewegt war ihr Gemüth.

Aus einem Cyclus.

Von H. Köster.

1.

Ich hab' einmal geliebet
In meiner Jugendzeit,
Ich hab' einmal geliebet,
Und ach! ich lieb' noch heut.

Zwei tiefe, dunkle Augen,
Ein frischer, rother Mund,
Die hatten sich verschworen,
Mein Herz zu machen wund.

Dazu hat sich gefellet
Ein Lächeln wundersam:
Das Weib, ich muß' es lieben,
Weiß selbst nicht, wie es kam.

Doch als ich steh' um Liebe,
Sah sie mich seltsam an
Und sprach: „du machst mich traurig,
Ich hab' schon einen Mann.“ —

Nun zieh' ich durch die Länder
Seit manchem lieben Jahr,
Ein Liebchen mir zu suchen,
Grab' wie mein erstes war.

Wie weit ich auch gezogen,
Doch keins ich finden kann:
Mein Haar ist dros ergrauet,
Ich bin ein alter Mann.

Und ob mein Haar ergrauet,
Mein Herz der Jugend blieb:
Noch immer wohnt darinnen
Meine erste, einzige Lieb.

2.

Freu dich, daß der Fehmgerichte
Und der Felter Zeit vorbei!
Müßt' ich, Weib, dich nicht verklagen
Wegen böser Zauberei?

Nimmer hab' ich's glauben mögen,
Daß mit Blicken süßer Luft
Solche Frauen können saugen
Männerherzen aus der Brust:

Bis ich selbst es nun erfahren;
Denn du, Frau, mit süßem Blick
Dast das Herz mir ausgesogen,
Doch ich fodr' es nicht zurück.

Aber neben meinem, rath' ich,
Laß kein andres bei dir ein!
Oder Tod auf blut'ger Felter
Wird das End' vom Liede sein.

3.

Es saßen am Rande des Daches
Zwei Tauben, die schnäbelten sich;
Ich aber stand einsam am Fenster
Und weinte bitterlich.

Ich dachte der Zeit, der vergangnen,
Der glücklichen, goldenen Zeit:
Die Thränen rannen auß' Neue
Vor Liebe, vor Kummer und Leid. —

O, hätt' ich der Tauben Schwingen,
Ich flög' über Hügel und Thal,
Zu dir flög' schnell ich hinüber;
Wir weinten und küßten zumal!

4.

Hör' ich die Trompeten schmettern,
Nicht im weichen Mollaccord,
Nein in hellen, muntern Gängen,
Hal dann treibt's mich mächtig fort!

Gleich zu Rosse möcht' ich steigen,
Fliegen im Galopp dahin
Ueber Berge, Fluß und Hügel! —
Muth, mein Herz, die Stunden flieh'n!

Und hör' ich das Pofihorn klingen
Und der Peitsche lauten Knall:
Was ist gegen solche Klänge
Süßer Pfitomelenschall!

Rosse wiehern, Peitschen knallen
Und des Pofihorns munterer Klang,
Das sind Sphärenmelodien,
Das herzfärkender Gesang.

In den raschen Wagen spring' ich,
Und die Räder rollen fort:
Zu der Heißgeliebten flieg' ich,
Zur Geliebten! Welch ein Wort!

5.

Lieber möcht' ich todt dich sehen,
Als im Arme eines Andern;
Lieber wollt' ich, selber schmachtend,
Für dich bettelnd, barfuß wandern.

Blindheit wünscht' ich deinen Augen,
Nicht nach Andern hinzusehen,
Lahmheit deinen kleinen Füßen,
Daß sie nicht nach Andern gehen.

Stumpfheit wünscht' ich deinen Sinnen,
Daß sie nicht an Andre denken,
Starrheit deinen Lippen, daß sie
Keinem auch ein Lächeln schenken.

Deinen Ohren wünscht' ich Taubheit,
Daß sie nicht dem Schmeichelworte
Eines Andern, freudig lauschend,
Sein die aufgethane Pforte.

Mich nur soll dein Auge sehen,
Und nur mich dein Mund berühren;
Nur zu mir soll dein Gedanke
Gern und liebend sich verlieren.

Mein nur sei dein süßes Lächeln,
Nur zu mir lenk' deine Schritte;
Und dein Ohr, es sei nur offen
Meinem Wunsche, meiner Bitte!

Dünket dich zu hoch die Forderung,
Nur für mich, für mich zu leben,
Will ich selbst den Stahl dir reichen,
Mir den Tod damit zu geben. —

Lieber möcht' ich todt dich sehen,
Als im Arme eines Andern;
Lieber wollt' ich, für dich bettelnd,
Barfuß durch die Länder wandern!

6.

Wie Vögel fliegen hin und her,
So fliegt mein Herz stets zu dir hin:
Ich habe keinen Gedanken mehr,
Als an dich, meine Königin!

Du füllest aus mein ganzes Herz,
Nichts Andres hat mehr Raum darin:
Da bet' ich an in Freud' und Schmerz,
Dich, meine holde Königin!

Mein Leben lieb' ich gern für dich, —
D nimm es hin, o nimm es hin! —
Es wäre Seligkeit für mich,
D, meine süße Königin!

7.

Die Flamme, die mich zu verzehren drohn,
In deinem Busen sind sie längst verlodert;
Dein kaltes Herz spricht meinem Herzen Hohn,
Das, wild erglühend, gleiche Gluthen fodert.

Ja sonst! — doch, ach, es ist schon lange her! —
Schieß mir dein Mund das Leben auszusaugen,
Dein Herz ein überquellend Liebesmeer,
Und Liebe glänzten deine schönen Augen!

Nun fragst du mich: „Warum so trüb' und rauh?“ —
Geh', frag' den Aetna, wenn, von Gluth gepeinigt,
Er wuthentbrannt das kalte Aetherblau
Mit Flammenvirbeln und mit Lava steinigt! —

So klug du bist und so verständig, Frau,
So kannst du nimmer doch mein Herz verstehen!
Drum ist mein Auge trüb, die Miene rauh,
Darum muß ich vor Lieb' und Schmerz vergehen!

8.

Der Liebe klarer Sonnenschein
Drang in mein dunkles Leben ein,
Doch, ach, nur wenig kurze Stunden!
Mir schien ein holder Frauenblick:
Ich glaubte froh an Freud' und Glück,
Und daß die düst're Nacht verschwunden.

Du, die mir Leben gab und Muth,
Du hast an meiner Brust geruht,
Dein Arm hielt selig mich umschlungen;
Dein Mund sog sich an meinem fest,
Und in der Liebe Osterfest
War Gram und Leid und Schmerz bezwungen.

Mit liebestrahlendem Gesicht
Sprachst du: „D zweifle länger nicht!
Wie könnt' ich so, ja, so dich küssen!“

Auch sprachst du manches kühne Wort,
Das trieb den letzten Zweifel fort:
Ich habe endlich glauben müssen!

Du gabst dein Wort als freies Weib,
Du gabst dich mir mit Seel und Leib;
Als schwaches Weib hast du's gebrochen.
Wie willst du diesen freveln Spott
Besühnigen dereinst vor Gott,
Von dem das Kleinste wird gerochen!

Ich gab mich dir, so, wie ich bin,
Mit Herz und Seele ganz dahin:
Ich habe Liebe nicht geheuchelt.
Du gabst dafür mir deine Treu,
Dein Herz und deine Liebe frei:
Ich habe feig sie nicht erschmeichelt!

So hast du, Weib, denn unerhört
Das ganze Dasein mir zerstört,
Mein Herz zerspalten und zerrissen!
Ich kann nicht rasten und nicht ruhn;
Ich wandle wie ein Irrer nun,
Umhüllt von öden Finsternissen!

9.

Fragement.

Ich lag auf grünen sammtnen Rosenmatten:
Die Linde wölbte mir ihr duftig Dach,
Es säufelte das Laub, die Beste hatten
Ihr Spiel mit meinem Haar, und allgemach
Schloß halb mein Auge sich, der Luft Gezitter,
Das blaue, brach durchs grüne Blättergitter.
Und aus dem Dickicht liehen Nachtigallen
Der Sehnsucht Lied zu mir herüberschallen,
Und hoch aus blauer Luft ergoß sich hell
Der frohen Lerche liebreicher Duell.
Die Bienen summten in den Blütenzweigen,
Und Mücken tanzten ihren luft'gen Reigen.
Und in dem Herzen keimten süße Triebe,
Denn Alles, Alles sang mir: „liebe! liebe!“
„D liebe!“ sang die Nachtigall, so sang
Der frohen Lerche freudenreicher Klang.
„D liebe!“ flüsterte der Lindenduft,
„D liebe!“ säufelte die milde Luft.
„Ja, lieben!“ tönte nach das volle Herz,
„Ja, lieben!“ rief es laut in Lust und Schmerz. —
Wo find' ich Liebe? Ach, wer kann es sagen?
Wo ist das Herz, das will an meinem schlagen?
Wo ist die Hand, die meine liebend drückt?
Das Auge, das in meines liebend blickt? —

Das Räuberfrühstück.

Von Ellen.

In der Försterstube saßen wir,
Auf dem Tische stand blanker Wein,
Wir sprachen von alter und neuer Zeit
Und die Großmutter schenkte uns ein.

Geweihe prangten über der Thür,
Hirschfänger, Stutz und Gewehr
Und was sich sonst für Jäger schickt,
Ging rings an den Wänden umher.

Die alte Großmutter wurde beredt
Und kramte Geschichten aus,
Was sie schon Alles hier erlebt,
Seit ihr Seliger gebaut das Haus.

„An diesem Tisch“ hat der Schinderhans
Und sein schwarzer Peter einmal
Eines Sonntagmorgens gefrühstückt, ich selbst
Bediente den Weiden das Mahl.

Nach Rheinböllen zur Kirche war mein Mann,
Ich war mit dem Franz da allein,
Er lag in der Wiege noch dazumal
Und hörte nicht auf zu schreien.

Die Weiden kamen, in Jägerhabit
Gar stattlich ausgeschifft,
Und baten um einen Imbiß mich
Und setzten sich ungenirt.

Verdächtig kamen sie gleich mir vor,
Doch was konnte ich schwache Frau?
In der Küche sah ich das Amtsbrett nach
Und der Steckbrief passte genau.

Gedulbig trug ich auf den Tisch
Meinen Sonntagsbraten und Wein
Und goß ein, wie jetzt, mit zitternder Hand,
Aber damals vor Angst und Pein.

Jetzt ist es vor Alter, doch dazumal
War ich jung noch und stattlich dazu
Und der Hannes hat mir Complimente gemacht,
Und nannte mich „Liebchen“ und „Du“.

Sie lachten und schmauslen mit gutem Appetit,
Woll die Sonne behaglich schien,
Doch hatten sie statt des Serviettentuchs
Die geladenen Stutz' auf den Knien.

Wie ich gerade in der Kammer beim Fränzchen bin,
Kommt mein Seliger zur Thüre herein,
Als wandernde Jäger begrüßen sofort
Die beiden Räuber ihn fein.

Mein Mann merkte nichts und hatte bald
Mit den Weiden Kurzweil und Spas
Und rief mir laut in die Kammer zu:
He! Traubchen, bring' noch ein Glas!

Ein wenig Gans ist jede Frau,
Ich bringe das Glas und zugleich
Lege ich ihm das Blatt mit dem Steckbrief hin, —
Das war ein dummer Streich.

Mein Mann sah nichts, doch merkte ich bald,
Dass die beiden Räuber es sahn,
Sie griffen schweigend unter den Tisch
Und Jeder spannte den Dahn.

Das Knacken der Dähne höre ich noch, —
Es wurde mir kalt und heiß,
Ich kniet' in der Kammer beim Kinde hin
Und weinte und betete leis'.

Wohl eine Stunde! Da wurd' ich erlöst,
Sie sagten, sie wollten gehn,
Bedankten sich artig für Braten und Wein
Und sprachen vom Wiedersehn. —

Ja, wiedergesehen hab' ich sie,
Aber wo? Du lieber Gott,
Da drunten hab' ich sie wiedergesehn
In Mainz auf dem Schaffot. —

Doch meine Angst vergess' ich nicht,
Sie waren im Wald schon fast,
Da hab' ich's erst meinem Mann gesagt,
Wen er bei sich gehabt zu Gast.

Der war wüthend, dass in der Küche ich nicht
Ihm die Sache heimlich gesteckt,
Mit dem Doppelgewehr durch das Wandfenster dort
Hätte Beide er hingestreckt.

Doch besser ist besser! Ich dankte Gott,
Dass kein Blut auf die Dielen hier lief,
Denn das wäre geschehn, wenn meinen Mann
In die Küche ich zu mir rief.

Sie hätten vielleicht uns alle Zwei
Und den Franz mit um's Leben gebracht.“ —
Der kam da gerade aus dem Keller zurück
Mit Flaschen und hat gelacht.

Franz von Sickingen.

(1523.)

(Frei bearbeitet nach einem Volksliede.)

Von E. W. Neumann.

Manuscript von J. Fav.

Drei Fürsten hielten einstens Rath,
Beschlossen eine Waffenthat;
Ein edler Ritter, reich an Siegen,
Verhöhte sie sammt ihrer Macht, —
Den wollten sie bekriegen!

Sie schlossen ihn zu Landstuhl ein
Und schossen wacker drauf und drein,
Auf daß er sich ergebe:
Doch Franz rief: „Das wird nicht gescheh'n,
So lang, so lang ich lebe!“ —

Da eines Tages sank beim Sturm
Vom Drescheschuß der beste Thurm
Die stärkste Mauer nieder;
Das sah der Held mit trübem Sinn:
„Genab' uns Gott, ihr Brüder!“

Drauß krachte donnernd Schuß auf Schuß,
Für Manchen war's der letzte Gruß,
Auch für den tapfern Ritter;
Ihn traf ein feindlich Kugelhück, —
Das schmerzt' die Seinen bitter!

Das feste Schloß war schon zu Fall
Vom Kugelschlag, vom Donnerknall;
Sie mußten sich ergeben,
Doch Franz erbat vom Feind zuwor
Der treuen Schaar das Leben.

Die Fürsten zogen in das Schloß
Mit Kriegesmacht zu Fuß und Rosß;
Doch Franz war schon am Sterben:
D möchte sich ein solcher Geist
Auf Andre stets vererben!

Er war ein Mann aus reinem Gold,
Dem Bürger wie dem Bauer hold.
Gleich einer Feuerwolke.
Erhellte er die düst're Bahn
Dem ganzen deutschen Volke.

Den Fürsten aber war er gram,
Dem Pfaffen, der den Zehnten nahm;
Gen die griff er zum Schwerte,
Und höhnte sie mit Wort und That,
Wie er den Kaiser ehrt.

Und bis zum Tode blieb's dabei;
Er hob das Haupt gar frank und frei,
Und wollt' sich nicht verstecken,
Dem Trierer Bischof, seinem Feind,
In das Gesicht zu sehen.

Die Andern sprach er freundlich an,
Ob sie ihm Schlimmes auch gethan;
Dann bat er Gott um Frieden
Für sich und für sein deutsches Volk —
Und war nicht mehr hienieden.

Zwar splitterte nun seine Macht,
Doch war das Feuer angefaßt,
Die Funken sprühten Flammen;
Es stob die Mäße — krachend brach
Der morsche Bau zusammen. —

Dies Lied erdachte eines Tag's
Ein deutscher Landknecht braven Schlag's;
Er focht an Franzens Seite,
Und trug ihn, als er blutend fiel,
Getreulich aus dem Streite.

Doch wie das Lied zur Zeit besteht,
So hat's ein Andrer umgedreht,
Dem es gar wohl gefallen;
Erst sang er's leise vor sich hin,
Dann ließ er's laut erschallen.



Franz von Sickingen.

1000 1000

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Datteln und Weilschen.

Von W. Constant (Dichter der „Parallelen“).

Wo stolz sich heben die Karpathenpfizen,
Aus blauer Luft die Adlerauge bligen
Und auf den Kluppen immergrüne Tannen
Zum Himmel betend ihre Arme spannen,
Versteckt im moosumklammerten Gestein
Neugierig lugt das kluge Eidechsklein,
Zu wachen über heilsam duft'ges Kraut,
Das schüchtern aus der Felsenspalte schaut,
Dort wohnt ein Volk, selbst wie die Adler frei,
Und wie die Tannen stark in jenen Bergen,
Und klug wie Eidechsklein, das Kriechend schen,
Naht die Gefahr, den unterirdischen Zwergen
Davon die Kunde gibt, die dem Gesellen
Der freveln will, dann eine Falle stellen.

Goralen *), Söhne des Gebirgs genannt,
Die wohnen dort, ihr Felsenwaterland
Dämonisch liebend; nur die schlimmste Noth
Treibt den Verlassenen in die Stadt um Brod,
Sonst sind ihm seine Berge, kahl und steil,
Und seine Bäume nicht um Schätze feil.
Doch wer sein Bergdorf kummervoll verließ,
Wen das Geschick von seinen Tannen riß,
Wer in die Eb'ne ziehn muß jammerstschwer,
D dieser Arne kehrt wohl nimmermehr.

Von den Karpathen nieder in das Thal,
Steigt schmerzvernichtet schweigend ein Goral.
In seines Lebens bange Leidensnacht
Hat nie ein heit'rer Sonnenstrahl gelacht,
Von erster Jugend bis in späte Tage
Ist alles nur ein Athemzug der Klage:
Die alte Mutter härmte ab der Gram,
Bis mitleidsvoll der Todesengel kam;
Die geisteswirre Schwester noch so jung
That in den Abgrund einen Todesprung,
Sein Weib, das Schwämme im Gebirg gesucht,
Zerschmetter' einer Riesentanne Wucht:
Und seine Kindlein, als sie mütterlos,
Barg, welke Blüten, bald der Erde Schooß;
So vom Geschick auf's schändeste verrathen,
Warf er von hinnen Hacke, Karst und Spaten,
Dort auf den Höhn verfolgte ihn nur Fluch;
Und mit gebrochener Kraft, erlahmten Schwingen
Will er sich in der Stadt als Knecht verdingen
Und wenden seines Schicksals bösen Spruch.

*) Dies: Goralen; von Göra Berg.

Auf seiner Flucht yslüct er noch sel'ne Kräuter,
Der heimathlichen Berge reiche Saat,
Und mit der leichten Bürde wallt er weiter,
Doch mit des Kummers Centnerlast zur Stadt.

Die Stadt mit ihren Thoren, ihren Thürmen
Vor seinen Sinnen neu, ihm, großgeföngt
Im Tempel der Natur, in Wetterstürmen,
Auf Felsen, wo der Blitz die Stege zeigt,
Ihm ist so weh, denn seine Tannen fehlen,
Und seinem Blick begegnen kalte Seelen.
Doch vieles schaut er, fremd in seinen Bergen,
Er sieht der Selbstsucht wohlbesessene Schergen
An ihm vorüberhasten theilnamlos;
Kein Gottesgruß heißt liebreich ihn willkommen,
Nur Jeder denkt und feilscht zu eignem Frommen;
Ach im Gebirg, wie in des Himmels Schooß
Kam ihm mit traulich zartem Wandersegen
Mit Brod und Milch die Hausfrau sonst entgegen
Und brachte selbst, so arm die ganze Habe,
Daß sich der Mann der Arbeit dran erlabe:

Doch in der Stadt ist alles ihm so fremd
Und Jedem ist zunächst sein eignes Heim,
Wer kümmerlich sich um des Gebirgs Sohn?
Gleichgültigkeit umgiebt ihn nur und Hohn;
Die Sprache, die er spricht, versteht man nicht,
Nur starre Neugier prüft sein Angesicht;
Ach Niemand fragt ihn, hast du schon gegessen,
Und von des Reichthums Ueberfluß und Pracht
Ward ihm auch nicht ein Körnlein zugemessen,
Ach Keiner hat des Dürstigen gedacht
Und an dem Sohne des Gebirgs geht schon
Das fette, stolze Bürgervolk vorbei.

Nur was er trug die balsamduft'gen Kräuter
Kauft ihm ein Wätker ab um niedern Sold
Und bürdelos schleicht nun der Arme weiter,
Der um das Geld sich eine Suppe holt
Und dieser Fleischbrüh' wohlbezahlte Säfte
Erneuern dürstig die erschlafften Kräfte. —
Stumm an ein stolzes Marmormonument
Steht der Gebirgssohn traurig angelehnt,
Schon seit zwei Tagen nüchtern — ein Stück Brod
Ließ ihn vergessen seines Jammers Noth;
Wohl steht sein Blick, doch wer will ihn verstehn
Von allen, die an ihm vorübergehn
In wilder Hast, da eine Kälte weht,
Daß still das Blut fast in den Adern steht. —
Nur einer dem das Glück hold zugelächelt,
Und der im starren Frost sich fühlt verjüngt

Als würde von Zephiren er umfächelt,
 Der, plötzlich reich geworden, jubelnd singt,
 Der sieht den armen Mann aus fremden Landen
 Und hat des Kummers stumme Sprach' verstanden.
 Wenn ihm sein Loos Millionen erst gewann,
 So will er helfen, wie er helfen kann;
 Zur nächsten Wude springt er schon voll Güte
 Und kauft von Datteln eine schwere Düte,
 Dann Korb und Schnur und hängt dies mitleidstumm
 Entzückt dem Sohne des Gebirges um,
 Und unverständlichem Danke zu entrinnen,
 Gilt der Beglückende beglückt von hinein
 O Ironie, die Seele zu zermalmen,
 Wenn Eichen thun, was zuseht schwachen Halmen.

* * *
 Rings von Gemüsegärten sanft umschmiegt,
 Unsern der Stadt ein niedlich Dörfchen liegt;
 Drin pflanzt und sät der Fleiß und bringt am Morgen
 Zur nahen Stadt die Früchte seiner Sorgen.
 Doch auch im Dörfchen scheuet schwerer Kummer
 Vom Bette eines Kranken lindes Schlummer.
 Ein schlimmes Siechthum hat seit vielen Wochen
 Des Mannes Lebensmuth und Kraft gebrochen,
 Ach und sein Weib erschöpft und alt und arm
 — Daß solcher Armuth sich der Herr erbarm' —
 Muß ihren hilfbedürftigen Gatten pflegen,
 Was einst der rastlos thät'ge Fleiß gewann,
 Um es in Nöthen sparsam zuzulegen,
 In langer Krankheit ging es längst daran.

Das Töchterlein, zu jung um selbst zu schaffen,
 Will helfen; doch der Liebe heil'ge Bassen,
 Wie groß im Glück, bleiben schwach und arm,
 Erkämpfen kleinen Sieg in Weh und Harm.
 Im Gärtchen ihrer Hütte pflegt verstohlen
 Das zarte Kind ein Beetlein von Viole,
 Die pflückt sie Morgens und Tag ein, Tag aus
 Gilt sie zur nahen Stadt vom Vaterhaus
 Um mit den Weilschen ihrer eignen Zucht,
 Von Lieb in Wintertagen gern gesucht,
 Der Mutter süße Pfleg' zu unterstützen
 Ach und den Vater abgeehrt und krank
 Vor Kälte und vor Hunger zu beschützen, —
 Wohl eines Weilschenstraußes würd'ger Dank!

Der Weilschenhandel bringt geringe Gaben
 Und reicht nicht hin die Dürftigen zu laben;
 Nie aber trotz des Hungers strengstem Willen
 Wagt Töchterlein denselben je zu stillen
 Und zu der armen Eltern süßem Trost
 Erträgt geduldig es den strengen Frost;
 Der Winter will die Blümlein schwer erlegen,
 Die unverkauften Sträußlein, dann die Thränen
 Der kindlichen Entsagung dürftig negen,
 Der Liebe blindes Aug mag frisch sie wähenen.

Und an dem kalten Marmormonument,
 An seinen Stufen fröstelnd hingekauert,
 Wo stumm der Sohn der schönen Berge lehnt,
 Zur Seite ihm das arme Mägdlein trauert,
 Zieht alt und jung an ihm vorbei geschwind
 Nicht kümmernd sich, wie schön die Weilschen sind.
 Die Kälte steigt mit jeglicher Minute,
 Der arme Mann mit vorgehalttem Gute
 Trägt seine Datteln an, die Menge eist
 An ihm vorbei, indeß der Sturmwind heult;
 Die Weilschen ruft das Mädchen aus, vergebens,
 Die Liebe selbst hat sich verfühlt im Frost
 So stehn die beiden da ein Bild des Lebens,
 Der ew'gen Wanderung ohne Herz und Trost,
 Die Jugend mit den Weilschen, lustig frisch,
 Noch mag sie auf die Hoffnung nicht verzichten;
 Der schwergeprüfte Mann mit dürrn Früchten,
 Ein Gast an der Entsagung blankem Tisch.

Die Kälte steigt, doch geht der Tag zu Rüste
 Und langer Nacht unheimliche Gelüste
 Beginnen ihre Wanderung; Schneeflocken
 Bedecken allerliebste des Mädchens Locken;
 Den Mann der Berge dauert schon das Kind
 Und auf die Datteln in dem Korbe zeigend
 Reicht er dem Mädchen eine Handvoll schweigend,
 Wofür er einen Weilschenstrauß gewinnt.
 Wer dies gesehn in unwirthbarem Frost,
 Wie Armuth lieblich größerer Armuth spendet
 Und des Erlösers göttlich Wort vollendet,
 Schöpft aus so heiliger Liebe süßen Trost.

Der kalte Wind pfeift um die Marmorsäule;
 Der Sohn der Berge und das Mägdlein still,
 Sie kämpfen mit dem Wind, der mit Geheule
 Weilschen und Datteln mit sich nehmen will.
 Die Kälte steigt und aus den Nebelfernen
 Erschimmern Lichter matt in den Laternen.
 Durchfroren hoßt das Mägdlein auf dem Boden,
 Das Körbchen mit den Weilschen ihm zur Seit',
 Ums Kind schlägt der Odral nun seinen Loben,
 Der besser wärmet als ihr leichtes Kleid,
 Das Kind, so scheint's, versank in sanften Schlummer —
 „Sie schläft!“ ruft der Odral, im stillen Schauen
 Vergißt der Arme seinen eignen Kummer,
 Der seinen Muth erwägt mit Geiersklauen.

Die Kälte steigt, die goldnen Wagen fahren
 Vorbei an ihnen, die kein Auge sieht;
 Um reichbesetzte, duft'ge Tische schaaeren
 Sich Glückliche, die jede Sorge flieht;
 Den Datteltisch mit seinem Weilschenschmuck
 Bemerk't kein Mensch, der durch den Wind sich schlug.

Dort horcht Gefängen in den prächt'gen Räumen
 Der übermüth'ge Geldstolz und die Lust.
 Und bei des Franzwein's reichen Perlenschäumen
 Vergißt sie gern den Sumpf in eigner Brust
 Und mag, verspottend kalt der dürft'gen Leiden,
 Die Dublonen, einem Croesus gleich, vergeuden.

Gehst hin zur Säule, wo im Sturmgeheul
 Der arme Mann die Datteln bietet feil,
 Und neben ihm, von Schlaf und Frost besiegt,
 Die Unschuld sich an kalten Marmor schmiegt.

Die Kälte steigt, der traurige Odral
 Hat ängstlich noch dem Mägglein zugerufen,
 Sturmwind das Wort ihm aus dem Munde stahl,
 Das Kind doch schlummert an des Denkmals Stufen
 Den Ledermantel knüpft er los und schlägt
 Die warme Hülle sorgsam um die Kleine,
 Indeß der Sturm die Floden wirbelnd segt,
 In's Winterlinnen einhüllt das Gesteine.
 Die Kälte steigt und nun der arme Mann
 Selbst nimmermehr dem Schlafe wehren kann,
 Er stellt den Korb mit Datteln vor sich hin
 Ruft auch noch leis: „Kauft Datteln“, Niemand hört ihn
 Meint dann: „ich schlafe auch!“ Gott schütze ihn,
 Der Sturm hält bei ihm Wache; Niemand stört ihn.

Genüber vom Palaste schimmerts hell,
 In gold'nen Sälen flackern Girandolen
 Und Wagen mit den Rossen stark und schnell

Die mütgeword'nen Tänzerinnen holen.
 Ach wüßt im Saale manches schöne Kind
 — Die Blüten ihres Sträuschens sind verdorben,
 Schnell in des Saales gift'ger Luft gestorben —
 Wie nah die schönsten Weichensträuße sind,
 Es holte sie, zum ewigen Gedenken
 Damit den treuen Tänzer zu beschenken.

Und in der Straßen nebelvollen Fernen
 Verglühn allgemach schon die Laternen;
 Das Zwielicht bricht mit seinem fahlen Schein
 Schon über der verschneiten Stadt herein;
 Das Leben regt sich rings mit matter'm Schlag
 Und leiser'n Schrittes naht der neue Tag;
 Die beiden doch am Denkmal ohne Kummer,
 Sie schliefen einen wunderfel'gen Schlummer —
 Ach einen Schlaf, aus dessen ew'ger Nacht
 Das Aug' zu keinem neuen Weh erwacht.

Als früh die Wächter kamen und voll Grauen
 Am Marmordenkmal die Gestalten schauen,
 Erhebt so seltsam sich der Leichen Schoos,
 Der Schnee wos Nachts darüber eine Hülle.
 Sie lösen die gefrorene Decke los
 Und sehn sich tiefergriffen an und stille:
 Im Dattelkorbe lag der Weichensträuß
 Und ein'ge Datteln neben den Violen —

Dann kam der Kartn, in das Leichenhaus
 Die beiden Märtyrer still abzuholen.

Ständchen.

Von Eckard.

Um Mitternacht von saurem Gang
 Komm' ich vor deine Thür, mein Lieb;
 Beim Kämpchen harrst du meiner bang,
 Weil ich so lange blieb.

Du engelhaft und treu Gemüth,
 Du machst nicht mein Vertrauen zu Spott;
 Wenn dich auch keine Pracht umblüht,
 Es liebt und schützt dich Gott.

Er hält dich aufrecht, wie auch Leid,
 Trug, Arglist, Starrsinn, Groll und Haß
 Uns selbst in unsrer Einsamkeit
 Bedrohn ohn' Unterlaß.

Er hält dich unverzagt und frisch,
 Ob dir, die liebeslehend liebt,
 Auch sinnlos natterhaft Geziß
 Nur Hohn zur Antwort giebt.

Er ist dein Trost, und wenn einmal
 Ein Thränlein deinem Aug' entriimt,
 Schnell trocknet es des Glückes Strahl
 Im Aug' von unserm Kind.

Sein Blick bezeugt uns Gottes Huld, —
 So woll' er stets uns gnädig sein,
 Uns Muth erhalten und Geduld! —
 — Nun, Liebchen, laß mich ein!

Der beste Trunk.

(1631.)

Von Dr. Christian Schad.

Den besten Trunk im ganzen Land,
Den thut der Bürgermeister,
Und fällt das Schwert ihm aus der Hand,
Die Föhne dem Feind noch weist er.

Der trank den großen Rathspokal,
Zwölf Schoppen faßt er bayrisch,
Und tanzte durch den Rathhausaal
Den Walzer noch auf Steyrisch.

O Rothenburg, du feine Stadt,
Wer so sich durchgehauen,
Wie sollte dem in aller Welt
Vor Tod und Teufel grauen?

Der Schwede liegt in deinem Bann
Und träumt sich stark und sicher;
Im Schanke klingen Glas und Krug,
Am Bronnen Ruß und Gefüher.

„Kommt auch der Schwed' aus kaltem Land,
Wie weiß er heiß zu lässen,
Ohne den Kinn- und Lippenbart
Vorher verzollen zu müssen!“

Der Oberst Moritz von Uslar zog *)
Derweil aus Häusern und Gassen
Und hatte den Kunz von Rinkenberg
Zum Schutz zurückgelassen.

Bei Leipzig vor kurzen Tagen **) blieb
Der rauhe Schwede Sieger,
Der Tilly zog die Tagen ein
Wie ein verwundeter Tiger.

Doch heute wirbeln zur Mittagzeit
Staubwolken — „Wir sind verrathen,
Die Sichel und die Senf herbei,
Den Kolben und den Spaten!“

Die Lang geraflet, Morgenstern
Und Dolch und Schwert blinken;
Wie aus den Händen Glas und Krug,
Aus dem Arm die Mägdelein sinken!

Der Tilly war's mit Ross und Troß,
Mit seinen heißen Reitern,
Sie klettern wie Lerchen im Sonnenstrahl
Empor die Weinbergsteitern.

Der Tilly war's auf seiner Flucht,
Doch fliehend noch voll Grausen —

Wie sturmgepeitschtes Segeltuch
Und wandernder Vögel Sausen

Wehn lustig die Fahnen im Sonnenschein,
Drommetenruf und Zinken —
„Herr Tilly, nehmt euch heint in Acht!
Bei Leipzig fing man Zinken.“

„Und ob man bei Leipzig Zinken fängt
Und brät gerupfte Lerchen:
Will euch in euer rothes Nest
Für alle Zeiten pferchen.“

Heim leuchten will ich euch vom Tanz,
Mit feuerrothen Bränden —
Bis morgen haben Rothenburg
Nur Ratten noch in Händen.“

Da fliegen die Falken von Thor und Thurm,
Karthausen aus den Vasteien,
Und auf den Mauern in Ring und Kranz
Die Büchsen Kugeln speien.

Die Männer und Mauern halten Stand
Wie Fässer in Eisen gebunden,
Es floß des Blutes rother Wein,
Weil sie ihm den weissen nicht gunnten.

Die Weiber schleppen Stoß und Stein,
Saumthieren gleich beladen,
Und schürzen über Gebüß dabei
Des Roffes Linnen haben.

Und war ein Föhlein Feinde schon
Auch in die Stadt gebrochen,
Es hatte sich an Lanz und Speer
Die Köpfe blutig gestochen.

Von ungefähr der Pulverthurm
Flog auf mit hellem Krachen,
Die Schweden und Fenster zittern vor Schreck,
Die Kaiserlichen lachen.

Die Bresche bei der Klingenbastei
Ward wie im Sturm erstiegen;
Im rothen Wammß die Reiteret,
Hei, wie die Roffe fliegen!

Die Bürger hängen in ihrer Angst
Zween Laten als Friedensfahnen
Zum knarren Walgenthor hinaus,
Zur Gnade den Weg sich zu bahnen.

*) 10. September. **) 7. September.

„Hinein in Küch' und Kellerschrein!
Die Bohnen mit den Schoten!
Und findet ihr nicht Weissen g'nug,
So zapft euch von dem Rothsein!

Die Kagen jagt zum Schlot hinaus,
Die Kunde nur laßt leben,
Dass sie von heut' am jüngsten Tag
Noch Kunde mögen geben!“

Die Weiber eilen auf den Markt
Mit Knäblein, ungeboren:
„Wir küssen eures Rosses Huf,
Herr Graf — wir sind verloren!“

„Es falle Mauer, Mann und Maus,
Was Hund nur ist, soll leben!
Der Bürgermeister muß noch heut
An Rad und Galgen schweben!

Zur kurzen Weile mag er sich
Den Henker selbst bestellen,
Und hinterdrein der ganze Rath
Soll sich ihm zugesellen!“

Er hinkt wie ein zerbrochener Krug
Zum Henker mit schlotternden Füßen,
Ihn um den letzten Liebesdienst
Auf Erden zu begrüßen.

Und hinterdrein die baumelnde Schaar
In Höpfen und Talaren; —
Vor Schreck war ihnen der Kopf in's Knie,
Das Herz in die Stiefel gefahren.

So ging es wie im Leichenzug
Bis zu des Henkers Laren —
„Bei meinem Weile, Welch ein Heil
Ist heut mir widerfahren?“

Der Henker stutzt und hört mit Graus
Aus Bürgermeisters Munde:
„Noch heute fallen soll mein Haupt
Mit diesen hier im Bunde!“

„So fahr' ein Donnerwetter drein,
Bis ich das Hackbrett richte,
Bis ich dem Degen Tilly die Haut
Ueber die Ohren schlichte!

Herr Bürgermeister, spart den Spas
In solchen ernsten Zeiten —“
Er spricht und sträubt sich dem Befehl,
Die Rathsherrn greinen vom Weiten. —

Derweilen schöpft der Löwenwirth,
Ein Schelm, der ohne Gleichen,
Zum letztenmal an seinem Faß,
Herrn Tilly den Trunk zu reichen.

Der schlürft im heißen Schlachtenmuth
Den Wein, den Bronnentüchlen:
„Ein Zug aus solchem Becher heißt
Mit rechten Bomben spielen.“

„Sei's drum! Herr Graf, noch einen Schluck!“
Schon werden die Züge milder
Und hinter Pulverdampf und Blut
Steigen der Jugend Bilder.

„Habt ihr 'nen einzigen unter euch,
Bereit, den Pokal zu leeren
Auf Einem Zug, dem Raub und Mord
Der Meinen will ich wehren.

Habt ihr 'nen einzigen unter euch,
Ich will's dem Burschen lohnen,
Um feinetwillen Stadt und Land
Auf Weiteres verschonen.“

Der alte Bürgermeister Nusch,
Der hat die weltste Kechle:
„Hab ich auch schmal gemeine Zeit,
Ich habe die breitste Seele.

Herr Löwenwirth! Im Rathspokal
Zur Ehre solchen Gästen
— Es ist doch heut zum letztenmal —
Schöpfst mir noch eins vom besten!“

Der steigt ins unterste Gemach,
Da frei von Reif und Banden
Der Wein „in seiner eignen Haut“ *)
Lag dem Küfer zu Schanden.

(Seit hundert Jahren lag der Wicht
Gefangen, der greise, hehre,
Und war ihm widerfahren nicht
Bis heute solche Ehre.)

Dem besten Faß ging er zu Leib,
Das Fell ihm tüchtig zu klopfen:
„Heraus aus deinem Burgverließ,
Den Strom der Schmach zu stopfen!“ —

„Herr Graf!“ — Der Nusch verneigt sich tief
Und saßt und heßt den Becher,
Als gält' es heute Siegel und Brief
Auf's Paradies der Zecher.

Und schmunzelnd führt er den Pokal:
„Auch nicht die Nagelprobe!
Und trank ich sonst zu meiner Lust,
Heut trink' ich euch zum Lobe.“

*) Weinselt.

„Der ist von altem Schrot und Korn,
Der kennt den Bann der Geister,
Noch lange leb' in dieser Stadt
Der alte Bürgermeister!

Den besten Schluck im ganzen Land
Den thut der Bürgermeister!
Und fällt das Schwert ihm aus der Hand,
Die Kehle dem Feind noch weist er.

Mögt ihr dem Alten den besten Trunk
Für alle Zeiten merken!
Der junge aber soll sich dran
Gurgel und Magen stärken!“

Der junge Vater der Väter naht
Mit freideweißem Gesichte,
Die Rathsherrn nehmer zu Protokoll
Die unerhörte Geschichte.

„Graf Tilly, unterschreibt euch hier
Mit euer Keiserfeder!
So euch der Schwank gefallen will,
Zieh'n wir bald wieder vom Leber.“

„Verliert mir nicht den Rathspokal,
Vergeßt nicht den Löwenkeller!
Für's Protokoll, traum, geb ich euch
Nicht einen rothen Heller.“

In Rothenburg die Männer lan
Sich das nicht zweimal sagen:
„Schmiert euch die Kehle, Nachbar Welt,
Es nützt zu Dingen und Tagen.

Und geht die Bürgermeisterwahl
Wie weiland von Statten heuer,
So ist geborgen Tisch und Bett,
Und Keller, Stall und Scheuer.“

In Rothenburg die Burschen lan
Sich das nicht zweimal sagen,
Und lassen fahren als Rann und Krug
Viel lieber Kock und Kragen.

Und so die Burschen Rothen sehn,
Sie laufen nicht von bannen,
Sie lieben mehr als Stengelglas
Die vollen Krüg und Kannen.

Und aber der euch das Lieblein sang
Und saß in Rahmen und Reime:
Dem stillt den Mund mit dem Rathspokal
Vom besten Nebenseime.

Es ist und bleibt in Stadt und Land
Der beste Bann der Geister,
Beim Sigt, ein ächter Löwenwirth
Und rechter Bürgermeister.

Berstreut.

Von J. L. R. J. Seyffardt.

All meine Gedanken flattern
Wie unskäte Möven umher,
Sie hatten ein Nest sich erkoren,
Sie suchen's und finden's nicht mehr.

Sie kommen vor Liebchens Herzchen
Und finden dort Einlaß nicht mehr, —
All meine Gedanken flattern
Wie unskäte Möven umher.

Der Holzsammler.

Nach einer Illustration von Th. Hofemann.

Dem Jungen schon siehst du es an,
Was einstmals aus ihm werden wird,
Jetzt sucht er dürres Holz im Lann
Und zieht durch Wald und Feld als Hirt;
Ob er auch jetzt nur Keiser packt,
Wie weiß er schon sich hinzuschlingeln!
Und scheint die Hand nicht eingesackt,
Um schon mit Pfennigen zu klingeln?

Der kommt mit Ehren durch die Welt,
Das heißt, er pufft und wird gepufft,
Mit frecher Stirn und baarem Geld
Wird er kein ganz gemeiner Schuft.
Recht oder Unrecht wird ihn nie
Beängst'gen, er kennt die Gesege,
Er mag nicht leben ohne sie,
Sorgt nur, daß er sie nicht verlege.



Der Holzsammler.

1571 7/1

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Scharka.

Ballade von Dr. Joh. Nepomuk Vogl.

Was sind das für Gestalten,
Beglänzt vom Mondenlicht?
Es scheint als wären's Krieger;
Und Krieger sind's doch nicht.

Bedeckt mit Eisenhelmen,
In Stahl geschnürt den Leib,
Verrathen doch die Formen
Nur allzusehr das Weib.

Das sind die Töchter Böhmens,
Vethört von stolzem Wahn,
Die sich der Pflicht des Weibes
Gewaltiam abgethan.

Die schlankste unter allen
Mit wallend gold'nem Haar,
Ist Scharka, lähn wie keine
Der Andern in Gefahr.

Durch sieben Jahre herrschten
Sie schon in toller Wuth,
Und färben ihre Waffen
Seitdem in Gesehnenblut.

Und eben jetzt erneuern
Sie sich den grausen Schwur,
Nicht eines Manns zu schonen
Auf Böhmens weiter Flur.

Beim Czernobog beschwören
Sie dich in öder Nacht,
Es blutig zu bewahren,
Sobald der Tag erwacht.

Und schon durchblüht es golden
Das Dämmergrün des Wald's,
Durch alle Wipfel küstert's,
Aus allen Zweigen schallt's.

Die muntern Vöglein singen
Und alles sproßt und blüht,
Nur in der Mädchen Herzen
Der Durst nach Rache glüht.

Ei sieh! im hohen Graze
Ein Mann dahingestreckt,
Wie schnell ihr sprühend Auge
Den schmückten Feind entdeckt.

Der Ctivad ist's, o Jubel!
Der sie so oft beslegt,
Und jegund, bar der Waffen,
Vor ihnen machtlos liegt.

Und von gewalt'gen Fäusten
Ergriffen, steht er schon
Vor Scharka, preisgegeben
Der Dirnen frechem Hohn.

Doch diese schaut befangen
Dem Jüngling in's Gesicht,
Und was ihr Herz empfindet,
Empfand ihr Herz noch nicht.

Es ist das erste Regen,
Der Jungfrau keuscher Drang,
Der erste Liebesfunke,
Der in die Brust ihr sprang;

Es ist das Anerkennen
Von einer höhren Macht,
Des Herzens Aufwachens
Aus langer Schlummernacht.

Und die gleich einer Tanne
Entragt sonst immerdar,
Wie ist sie vor dem Feinde
Nun alles Stolzes bar.

Gleich der geknickten Rose
Ist Scharka jetzt zu seh'n
Und möchte niederknien,
Um Gegenlieb' zu seh'n.

Und von ihm abgewendet,
Die Wang' erglüht von Scham,
Heißt sie den Fremdling fliehen,
Das Herz durchwühlt von Gram.

Doch Ctivad blickt verächtlich
Auf Scharka hin und spricht:
„Ein Wladika von Böhmen
Entweicht dem Tode nicht!“

„Kannst du im Blut nur schwelgen
Mit der Hyäne Luß,
So faß den Speer und stoße
Auch mir ihn durch die Brust.“

„Du größtes Ungeheuer,
Das je ein Weib gebar,
Du Auswurf des Geschlechtes,
Das Böhmens Zierde war!“

„Stoß zu, und nimm von Ctivad
Den Eid noch hin dafür:
Daß ihm vor nichts gekelt
So sehr als wie vor dir!“ —

Da taumelt wie vernichtet
Die Scharfa hin zur Erd',
Ein Schrei aus ihrem Munde
Die Wildniß bang durchfährt;

Ein Schrei, der alle Pulse
Eisfarrn macht im Flug;
So schallt der Schrei der Wölfin,
Der man die Brut erschlug.

Doch hastig rafft sie wieder
Sich auf mit aller Macht,
Schon ist der Haß entlodert,
Die alte Wuth erwacht.

O! wie mit einß geschleudert
Der Speer die Luft durchfliegt,
Verröchelnd ihr zu Füßen
Drauf der Blabika liegt.

Auffauchzen da die Dirnen
In wild sachant'scher Lust,
Mit sich die Herrin reißend,
Die ihrer kaum bewußt.

Das Trinkhorn macht die Kunde
Bei Sang und Hörnerschall,
Und der Betrunknen Jubel
Begrüßt des Feindes Fall.

Doch als der Mond sein Silber
Hinwarf auf Feld und Wald,
Sah' man die Scharfa wandeln
Zum einsam Eden Wald.

Dort sank sie zu dem Todten
In höchster Reue Gluth,
Die Wunden ihm benegend
Mit strömend heißer Fluth.

So lag sie dort, aufschreiend
Mit Schmerzgeheul die Nacht,
So lag sie bis im Osten
Der Morgen war erwacht.

So standen dort die Mägde
Mit Jammer um sie her,
Als sie durchbohrt sie fanden
Von ihrem eignen Speer.

Drauf aber grub man beiden
Ein Grab im kühlen Grund, —
Im Scharlathal noch heute
Erzählt's der Hirten Mund.

Der kleine Fiedler.

Nach einer Illustration von Th. Hosemann.

Der Junge hier gefällt mir fast,
Ihr sagt vielleicht, aus dem wird Nichts,
Ich sage euch, der ist schon was,
Ein liebenswürdig'ger Taugenichts,
Früh läuft er in den Tag hinein,
Die Thäler liegen noch im Dunkeln,
Da klimmt er auf den höchsten Stein
Und freut sich an des Morgens Funkeln.

Und streicht die Geige recht mit Lust
Und streicht dann lustig durch die Welt,
Die Harmonie in seiner Brust
Ist mehr ihm werth als Gut und Geld.
Den Wäldern spielt er lieber vor,
Als Gönnern und als Gönnerinnen,
Die bei der Klänge vollstem Chor
Auf ihre kleinen Tüde sinnen.



Der kleine Fiedler.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Albertus Magnus.

Von Karl Arenz.

Das Abendglocklein schallet, es ruft zur Vesperstund',
Und kühl'rer Hauch durchwaltet des Thales stillen Grund,
Und Dämmerlicht durchwebet allmählig Flur und Gain,
Der Mond vergilbt die Dächer mit seinem blaffen Schein.

Die Klosterbrüder alle, sie eilen zum Gebet;
Die Zellen sind verlassen, das Kloster still und öd'.
Und in des Kirchleins Kunde ertönt heller Song,
Die Mönche singen das „Ave“ zur alten Orgel Klang.

Und als sie ausgefungen, und das Gebet vorbei,
Da merkt der greise Prior den Stuhl, vom Beter frei.
„Wer ist's, der nicht zur Vesper gekommen ist heran?“
„Es ist Albertus Magnus, der fromme Gottesmann.“ —

Und Alle gehen sinnend zurück in's Klosterhaus;
Doch was Albertus trachte, es sann dies Keiner aus.
Nicht konnten sie es ahnen, daß schon seit langer Zeit
Mit allem Dichten und Trachten er sich der Kunst geweiht.

Nicht hatten sie die Kunde, daß er in vollem Glüh'n
Den Witz zu einem Hause des Herren wollte zieh'n; —
Er wollt' ein Haus erbauen, so feins dem Herrn erbaut,
Er wollt' den Tempel gründen, so feiner je erschaut.

Und ob der Weisheit Bronnen auch seinen Geist durchwallt,
Sieht er doch nie vollendet des Risses rechte Gestalt.
Denn wie der Plan erfonnen, wie er ihn ausgedacht,
Kommt der ihn nur vollenden, den Gottes Hauch entfacht.

So sah er, tief versunken in seines Werkes Plan,
So sah er noch, als Abend, als Nacht und Sterne nah'n;
Doch immer unerreichbar entschwebte ihm das Bild,
Das Bild des großen Tempels, das seine Brust erfüllt.

Es ward sein Auge müde, des Geistes Schwingen matt; —
Da steigt des Herzens Regung hinauf zur Gottesstadt.
Und als er zur Madonna gesprochen sein Gebet,
Da hat ein schwerer Schlummer Albertus Haupt umweht.

So war der Plan vollendet, den Gottes Hauch geweiht,
So ward auch halb vom Meister das ew'ge Haus gefeigt;
Es stieg der Bau gen Himmel und spiegelt' sich im Strom —
Es war Albertus Magnus, der baut' den Kölner Dom!

Er ruht auf hartem Pfähle, umhüllt von schwarzer Nacht,
Vom Schlafe festumfungen; — sein Geist ist neu erwacht.
Und als die bange Stunde der Mitternacht vorbei,
Da hört er in der Zelle gar himmlische Melodei.

Vor seiner Seele schwebte des Zaubers Allgewalt:
Das Bild der heil'gen Jungfrau, die göttliche Gestalt.
Sie steht im Strahlenglanze, als wär's der Sonne Licht,
Sie lächelt ihm entgegen mit milde'm Angesicht.

Und alsobald erscheinen zwei Engel, weiß und klar;
Albertus sieht und schaut die Erscheinung wunderbar.
Und über seinem Lager da schweben die Engeln,
Sie falten aus einander ein Bild; — was mag es sein?

Und als es ganz entrollet und klar erschien das Bild,
Da hat ein Freudeglüh'n und Staunen ihn erfüllt:
Er sieht die kühnen Risse, er schaut die Thürme an:
O-Wonne! denn vollendet sieht er des Tempels Plan.

Doch als er nach dem Plane ausstreckt seine Hand,
Da sieht er, wie die Jungfrau, wie's Engelspaar verschwand,
Und als er drauf erwacht aus diesem heil'gen Traum,
Da sieht er öd' und stille der Zelle engen Raum.

Er hebet sich vom Lager, da kaum der Morgen graut,
Der Plan steht ihm im Geiste, als sei er drin erbaut.
Er faßt alsbald den Griffel, er nimmt den Stift zur Hand,
Er weiß den Plan des Tempels, er schreibt ihn auf die Wand.

Das Morgenglocklein schallet, die Metten gehen an;
Albertus aber denkt nur an des Tempels Plan.
Nicht geht er zur Kapelle, sein Stuhl bleibt wieder frei,
Da will der Prior sehen, wo denn Albertus sei.

Und als er kam zur Zelle und schauete hinein,
Da drang ein seltsam Staunen in seines Herzens Schrein:
Das Conterfei er siehet von eines Tempels Bau,
So nie mit seinen Thürmen gekommen ihm zur Schau.

Des Räubers Kind.

Von Ludwig Dill.

Es wettert draußen, es stürmt und braust
„Und bligt; vor der schwarzen Nacht mir graust,
„Wohl heute daheim ich bliebe.
„Mein Vater! Ach höre des Sohnes Wort:
„Laß meiden mich heute den Schreckensort,
„Denn zieh' ich dir morgen zu Liebe.“ —

„Du gehst!“ herrscht der Vater, der Klage taub;
„Aus der alten Kapelle holst du den Raub,
„Mein sicheres Ross soll dich tragen.“ —
Der Knabe zieht hin, der Vater harret,
Wald kehrt verlassen das Ross und scharret —
Der Witz hat den Knaben erschlagen.

Die Geusenwacht.

Von J. L. K. F. Seyffardt.

Gelungen ist der Handreich, den keck die Geusen gewagt,
Es sind die stolzen Spanier glücklich aus Briel verjagt.
Jetzt haltet gute Wache, Geusen seid auf der Hut,
Sonst geht verloren wieder das kaum erlangte Gut.

Vor Anker liegend schaukelt ein Schiff sich hin und her,
Da wo mit breiter Mündung die Maas sich stürzt ins Meer,
Mit kecken Wassergeusen ist gut das Schiff besetzt,
Zwölf Mann durch Wund' und Narben die Stirn und
Brust zerfetzt.

Die sollen die Festung schirmen vor Ueberfall und Verrath,
Dass ihr vom Meer der Spanier nicht unverwandt sich naht.
„Drei Salven sollt ihr geben, wenn uns der Feind bedroht.
Dass er gerühet uns findet“, so lautet das Gebot.

Ein unwillkomm'ner Auftrag, der hin zur Ruh verdammt,
Der Geuse liebt die Arbeit, wenn wild der Krieg entflammt,
Um weiblich drein zu schlagen zu Wasser und zu Land
Nahm er für Volk und Freiheit das blank' Beil zur Hand. —

Leis plätschern die grünen Wellen, sternklar und kühl ist die
Nacht;

Auf dem Verdeck sich streckend liegt zehend die Geusenwacht,
Weit aufgeschwallt die Kuppeln, gelöst Kollet und Wamm's
Erfriehen sich die Durst'gen mit dem Feuertrank Schiedam's.

Flott wird gekert der Becher, der Geuse wird's nicht müd',
Er läßt dabei erschallen manch' trost'ges Rebellenlied,
Das sind gar kecke Weisen, Spottlieder voll Trug und Hohn,
„Den Raffen und Fürsten Fehde, Hoch lebe die Rebellion!“

Das Trinkgeschirr gefüllet bis oben an den Rand:
„Hoch Wilhelm von Nassauen und hoch Alt-Niederland!“
Und jeder schwingt den Becher und wer keinen Becher hat
Nimmt einen von den Krügen und schwingt ihn an Bechers
Statt.

Die Köpfe werden schwerer und leichter wird der Krug,
Da schallt aus allen Kehlen der kecken Geusen Spruch,
Die breiten Hüte fliegen dabei hoch in die Höh:
„Türk lieber als papistisch“ bröhnt's über Strom und See.

Doch mäßig wird es stiller, die Becher sind alle leer
Und in den bauchigen Krügen ist nicht ein Tropfen mehr.
Wo sie gezechet da finden sie gute Lagerstätt',
Als Decke die raube Nachtlust, Schiffsplanken als Kissen
und Bett.

Der Jüngste von den Zwölfen hat nicht an Schlaf gedacht,
An ihm ist heut die Reihe zu halten gute Wacht,
Und von des Schiffes Brüstung schaut spähend er umher
Und läßt die Augen schweifen hin über das weite Meer.

Leis plätschern die Wogen, sternklar und kühl ist die Nacht,
Und wie sie auch mag spähen, nichts Schlimmes entdeckt die
Wacht,

Allüberall friedliche Stille und Ruhe ringsumher,
Nichts Feindliches auf dem Strome, nichts Feindliches auf
dem Meer.

Unstät in die Weite schweift scharf lugend des Geusen Blick,
Da klebt er plötzlich hofen und kehrt nicht mehr zurück,
Ihn kannt die Hütte am Ufer, ihn fesselt das flimmernde
Licht,

Das aus der kleinen Wohnung sich Bahn zum Geusen bricht.

Bekannt ist ihm die Hütte und drin das Kämmerlein,
Dort rasten jezt wohl seine Lieben beim trauten Lampenschein,
Sein Herzlieb, am vollen Busen den sügenden Jungen gelegt,
Dabei die greise Mutter, die emsig die Spindel bewegt.

Abwenden kann er das Auge von der kleinen Hütte nicht,
Ihm wird, als ob ihm winke das matte flackernde Licht,
Als ob ihn locke zur Hütte, ihn riefte uferwärts —
Auch unter der Geusensacke schwellt Sehnsucht mächtig das
Herz —

Nicht weit ist's bis zum Ufer, die heimische Hütte so nah,
Ein Sprung, ein kurzes Schwimmen und sieh' er wäre da —
Allüberall tiefsten Frieden die See und den Strom entlang —
Er springt — ein Geuse grübelt und überlegt nicht lang.

Und als er hinunter gesprungen hat erst die Fluth ihn bedeckt,
Dann ist er emporgekommen und hat sich mächtig gestreckt,
Und hat den Strom durchrudert, das schäumend die Welle
entweicht,
So hat der rüstige Schwimmer alsbald das Ufer erreicht.

Und nun sich an's Land geschwungen und dann ein hast'ger
Lauf —

Da steht er vor der Hütte, da reißt er die Thüre auf,
Da schreit's vor Ueberraschung und vor Entzücken und Lust
Es liegen ihm seine Lieben fest an der breiten Brust. —

Und wie er kam, so muß er zurück denselben Weg —
Glück auf! der Wassergeuse braucht Brücke nicht und Steg!
Der wackre Schwimmer bahnt sich durch Wellen und Strom
den Pfad,

Leis rudern hat er langsam dem Wachtschiff sich genahet.

Wie stockt er da so plötzlich und hebt vor Schrecken die Gant?
Hilf Gott! zwei Boote liegen fest an des Schiffes Rand —
Da! pflichtvergeßner Wächter, als dich dein Lieb umschlang,
Da nahen sich die Spanier zu einem tühnen Fang.

Da ward das Schiff erkommen geräuschlos, sonder Laut —
Lärmt nur! Die werdens nicht hören, an welche die Wacht
vertraut,

Eilf liegen berauscht und schlummern, der Zwölfte ist beim
Lieb —

Der Spanier hat daß sich gewundert, als Alles so ruhig blieb.

Da jähling erwacht ein Geuse und greift zur Waffe sofort:
„Wacht auf, ihr faulen Schläfer, der Spanier ist an Bord!“
Wohl wurden die schlummernden Wächter geweckt aus ihrem
Schlaf,

Doch mancher erst, als die Wunde, die Todeswunde ihn traf.

Umzingelt durch die Spanier, bedrängt durch Uebermacht
Hat keiner von den Geusen an Uebergabe gedacht.
Sie haben brav gefochten, gefochten löwentod,
Bis Einer nach dem Andern todt hinsiel auf's Verdeck.

Oa, pflichtvergeßner Wächter, als du dein Lieb umschlangst,
Kam über deine Gefährten die Schauer der Todesangst.
Du hast zur rechten Stunde dich wieder eingestellt,
Grab wo der letzte Geuse durchbohrt zu Boden fällt.

Zurück, wenn Dir noch, Geuse, das Leben theuer blieb,
Rehr um zur heim'schen Hütte, umhals dein Herzenslieb,
Zurück, verliebter Schwimmer, zum trauten Kämmerlein,
Dort findest du dein Söhnchen und greißes Mütterlein.

Zurück! — doch wie — Verwegner — Bei Gott, was fängt
er an,

Nicht rückwärts, nein, zum Schiffe, zum Schiffe schwimmt
er hinan

Und nun den Kiel erklimmt er und ohne daß man ihn sah,
Hat er das Schiff bestiegen und duckt sich hinter die Naa.

Er kam zur rechten Stunde, — beendet ist das Gefecht,
Todt liegen die Kameraden da, wo sie so tüchtig gezecht,
Todt liegen sie Alle und keiner hat sich beizeit salbirt,
Um aufzuföhren die Festung, der Spanier jubilt:

„Flammt an, flammt an drei Fackeln, stellt sie den Bug
entlang,

Signal den lauernden Freunden, daß unser Bagstuck gelang.

Daß offen der Weg zur Festung, die sich in Sicherheit wiegt,
Vertrauend der säumigen Wache, die eben durch uns besiegt.“

„Flammt an, flammt an drei Fackeln!“ da flammen sie empor,
Da aber auch stürzt der Geuse urplötzlich wild hervor
Und jählings hat er dem Spanier, der ihm am nächsten stand,
Die angeflamte Fackel gerissen aus der Hand.

Und durch die staunenden Feinde, die Schlimmes nicht geahnt,
Dat er die Fackel schwingend sich einen Weg gebahnt,
Mit kräftigem Faustschlag macht er zur Hinterlücke sich Plag
Und springt die Treppe hinunter mit einem einzgen Sah.

Ein Ruck und der schmale Eingang zur Pulverkammer ist frei,
Ein Schlag und es springt der Deckel der Pulvertonne entzwei:
„Drei Salven wolltet ihr haben, ich gebe nur eine Such,
Doch wird sie besser knallen, als knallten die drei zugleich.“

„War untreu der Pflicht ich im Leben, erfüll' ich sie treu
im Tod,

Meine Salve wird euch melden aufdonnernd, daß ihr bedroht.“
Dann hat er die Fackel geschwungen, daß heller sie aufgebrannt
Und hat sie ins Pulver geschmissen mit starker, nicht zittern-
der Hand.

Und dann — ja, dann ein Krachen, wie's nimmer vom
Himmel gekracht,

Ein Bliz, wie die Wetterwolke noch keinen hervorgebracht.
Und von dem Schiffe fliegen die Trümmer weit umher,
Erst bis zur Wolke geschleudert, dann klatschend zurück ins
Meer.

Und kaum ist der Bliz verlobert und der mächtige Donner
verhallt,

Da stürmen in Briel die Glocken und Trommelwirbel er-
schallt —

Allarm — rasch eilt die Besatzung hinaus auf Vasei und
Wall —

Jetzt mag der Spanier kommen zu Sturm und Ueberfall.

Doch keiner ist gekommen, als laut der Donner gesagt,
Daß aufgeschreckt die Festung, hat keiner den Sturm gewagt.
Glück auf! Briel war gerettet! gewahrt vor Mißgeschick,
Blieb flatternd dort die Flagge der jungen Republik.

Rosengruß.

Von Alex. Kaufmann.

Süßlieb, ich geh zu den Rosen hin,
Was soll ich den Rosen sagen?
Du hast mir gewiß an dem stillen Tag
Viel Schönes aufzutragen?

„Ja, meld' den Rosen meinen Gruß,
Ich ließe sie herzlich grüßen,
Sie möchten dir den Wanderspad
Mit den lieblichsten Düften versüßen;

Und gingst du still in dich gelehrt
Und dächtest an deine Liebe,
So möchten sie duffig und duffiger
Erschließten die vollen Triebe;

Doch gingst du froh und wohlgenuth,
Der Schwester möchten sie denken,
Auch dann noch hauchen den süßen Duft,
Doch trauernd die Häupter senken!“

Die Geister im Odenberge.

Von N. Hocker.

Sylvesternacht! Sylvesternacht! Wie klingt's im Odenberge!
Wie regt es erst sich leise dort, als flüsteren die Zwerge!
Doch mächtig braust und brandet es, wie eines Walfstroms
Rauschen,
Der Köhler hebt sich von der Streu, dem nächt'gen Lärm
zu lauschen.

Aus Klüften und aus Schluchten ziehn viel bräunende Gestalten.
Sieh, wie sich in dem Thale dort die Reihen all' entfalten;
Die Sachsen sind's, bereit zur Schlacht, und weiter dort
die Franken,
Die in dem blut'gen Würfelspiel einst hier zu Tode sanken.

Alljährlich steh'n sie wieder auf, das Kämpfen zu erneuen.
Es gellt der Hörner wilder Ton durch ihre dichten Reihen,
Den Boden stampft der Hofs Huf, die lichten Funken springen,
Wenn nero'ge Hände wuthentbrannt die langen Schwerter
schwingen.

So streiten sie die ganze Nacht, bis das des Frühroths Helle
Mit gold'nem Strahl die Berge krönt, umglänzt des Kampfes
Stelle,

Dann sind die Krieger allzusammt im Berges Schooß ver-
schwunden,
Der Köhler aber lauscht der Rühr' in düstern Winterstunden.

„Als Karl, der große Frankenheld, in längst verwehten Tagen
In diesem Thal mit Löwenmuth die blut'ge Schlacht geschlagen,

Da brannt' die Sonne glühendheiß vom klaren Himmel nieder,
Raum schleppten seine Krieger noch die ausgehörten Glieder.

„Schon wogt der Kampf viel Stunden lang, fern sind des
Abends Schatten,
Die Sachsen nah'n in frischer Zahl, sein Heer droht zu
ermatten:

Da warf er sich von seinem Ross und kniete an der Erde,
Und streckt' die Arme brünstig auf mit flehender Gebehrde:

„Laß mich, o Herr, nicht untergeh'n; zu deines Namens Ehre
Hab' ich das Kreuzesbild erhöht, gepredigt deine Lehre
Des Volkes Beste fielen schon, hilf mir die Schlacht vollenden,
Mögt gnädiglich des Durstes Dual von meinem Heere wenden.

„Da schlägt das Streitross jäh den Grund; tief bringen ein
die Hufen,
Und eine Silberquelle rauscht, aus langer Haft gerufen.
Die Franken stärkt die kühle Fluth, bald flieh'n des Feindes
Schaaren;

So durst' der kühne Gottesheld des Himmels Schutz gewahren.“

Sylvesternacht! Sylvesternacht! Wie klingt's im Odenberge!
Wie regt es erst sich leise dort, als flüsteren die Zwerge:
Da sind die wilden Krieger all', die aus den Klüften ziehn,
Und bei des Frühroths erstem Schein zum dunkeln Grabe
fliehn.

Nordamericanisch.

Von W. Constant (dem Dichter der „Parallelen.“)

Geh' Sohn und bringe mir ein Scheit,
Der Knabe bringt's, nicht träge;
Dem Vater ist das Scheit nicht recht,
Das arme Kind kriegt Schläge.

Dies schmerzt den Knaben tief, er flieht
So weit er kann von dannen
Und wenn ihm auch nicht wohl geschieht,
Ihn martern nicht Tyrannen.

Er kreibt umher sich in der Welt,
Lernt seine Kraft erproben,
Wird, der Entfagung starker Held,
Durch Arbeitslust gehoben.

Daheim seit dreißig Jahren schon
War nichts von ihm zu hören
Da drängt's nach solcher Frist den Sohn
Nach seinen heim'schen Höhren.

Ein mächtig Holzschreit auf dem Haupt
Tritt der entlauf'ne Bube
Als Mann, und längst schon todt geglaubt,
In seines Vaters Stube.

Der Greis erkennt ihn, nimmt das Scheit,
Prüft schweigend es gar lange,
Wirft dann es auf den Herd zur Seit,
Dass es dort Feuer fange.

Und spricht: „Das ist nun so ein Stück,
Wie es mir mag belieben,
Doch etwas spät kommst du zurück,
Bist lange ausgeblieben.“

Ein Glück im Traume.

Von A. Währendorf.

Ein Schiffermädchen von Schevening,
Es saß am Meeresstrand,
Bis daß die Sonne unterging,
Daß Auge unverwandt.

Die Brandung braust, es kehrt die Flut,
Sie läßt die Liebe nicht,
Und Liebe hofft mit festem Muth,
Wo sich die Welle bricht. —

„Du holdes Herz voll Liebespein,
Wo weilt dein Schicksalstern?
Was suchst dein Auge, himmelrein,
O Mädchen! ihn so fern?“

Es treiben Sturm und Woge nur
Die Scheiter auf den Sand;
Erloschen ist die Zeichenspur,
Wo sich die Liebe fand!“

„Bei Morgenschein, bei Sternenlicht,
In Wiederkehr der Flut,
Find' ich mein Lieb, und Liebe spricht
Dies All, das nimmer ruht!“

Und ob gerrinnt der Welle Schaum,
Bringt sie ihm Gruß und Kuß,
Und wär's zum fernen Himmelschaum,
Wo sie ihn finden muß! —“

N i c h t e t n i c h t !

Ev. Matth. Kap. 7. V. 1.

Von H. Köster.

Sieh dort den unglücksel'gen Mann! — Die Hände
Sind beide auf den Rücken ihm gebunden,
Ein ärmlich Kleid bedeckt den mageren Leib,
Die nackten Füße sind mit Blut und Staub
Beschmudt, nur mühsam schleppt er sich noch fort.
Sein Haar ist grau; doch nicht das Alter hat es
Gekleibt, die Noth, die Sorge, übermäßig Mähen,
Sie haben vor der Zeit die braunen Locken
Mit Eis und Schnee bestreut; das Giftgewärm,
Das schleichende, der Gram, hat seiner Stirne,
Der hohen, edeln, des Gedankens Thron,
Die tiefen Furchen eingefressen und
Die Wange, die vor dem ein Rosenkranz,
Gehöhlt, mit fahlem Leichengrau gefärbt.
Im Auge, das er scheu zu Boden schlägt,
Unter der Wimper, die im Schmerz zuckt,
Da steht ein reisend Thier die blut'gen Zähne,
Verzweiflung heißt das Thier, das seinen Raub
Nicht läßt. Die blaue Lippe bebt. Nun sich,
Er schlägt die thränennasse Wimper auf!
O, welch ein Schmerz! O, welch ein tiefes Weh!
O, dieser Blick! Und hätten Steine Herzen,
Sie würden brechen; hätten Felsen Augen,
Sie strömten über von des Mitleids Thränen.
Er sieht die Menschen an, sein Auge steht
Um Hilfe, flehet um Erbarmen; ach,
Nur Neugier und Verachtung rings umher;
Die Augen, diese tugendhaften Augen,
Sind trocken, wie die Herzen dieser Christen. —
Und neben ihm, damit er nicht entrinne,
Ihu treibend, stoßend, wenn er zaubert, reiten
Die Diener der Gerechtigkeit. — „Ein Dieb!“ —

Ja, ja, ein ganz gemeiner Dieb: er stahl
Ein Brod, ein einzig Brod! — „Das Recht, das strenge,
Will seinen Lauf, das Zuchthaus nimmt ihn auf,
Und von dem Diebe ist die Welt befreit
Auf viele Jahre! Gott sei Dank!“ So spricht
Die Ehrbarkeit der strengen Tugendseelen. —
Ja, ihr habt Recht, die Lippen aufzuwerfen
Und das Anathema auf ihn zu schleudern:
Ihr stahlt ja nie ein Brod vom Bäckerladen!
Ihr gleisenden und weißgetünchten Gräber,
Wärs möglich in eu'r Inneres zu blicken,
Man sähe drinnen eine grimme Schaar
Von wilden Thieren: Haß und Groll und Neid,
Eier, Eiferucht und Heuchelei, Trug, Lüge
Und Hochmuth, Lücke, Raub- und Mordgedanken! —
Sieh dort den Mann, den mit der frommen Miene!
Wer sieht ihm an, daß er auf Hänke sinnt,
Den Freund, der stets ihm Gutes nur erwiesen,
Doch der im Weg ihm steht, heimlich zu stürzen! —
Daneben steht ein heil'ger Mann, der stets
Im Munde Gottes und des Heilands Namen
Und Christlichkeit und Tugend führt, der Sonntags
Zweimal zur Kirche geht. Dafür ist er
Gesegnet: Alles ehrt ihn seiner strengen
Gottseligkeit und seines Reichthums wegen.
Er ist ein Auserwählter der Gemeinde.
Er leih auf Pfänder, und an seinem Golde
Klebt mancher Wittwe, mancher Waise Thräne. —
Sieh jenes Weib mit vollen, rothen Wangen,
Den herben Zug um Aug' und Mund! Man hält
Sie für ein Musterbild der Frömmigkeit.
Sie spricht sie Unwahrheit; sie sagt es selbst,

Und doch ist's Heuchelei, Verläumdung, Lüge,
Hochmuth, Verrath und dumme Herrschbegier,
Was ihr in salbungreichen, frommen Worten
Von den geschwellten rothen Lippen triefst.
Auch lächeln kann sie; doch ihr Lächeln gleicht
Der falschen Kage, die am schärfsten fragt,
Wenn sie am freundlichsten dir hat geschmeichelt:
Es ist das Raubthier, das zu schlafen scheint,
Um sicherer, nahtst du ihm, dich zu zerfleischen. —
Sie schauen auf den Armen kalt herab
Und sprechen: „Herr, ich danke dir, daß ich
Nicht bin wie dieser hier!“ Verächtlich schütteln
Die Köpfe sie und gehn erbaut nach Haus.
Der Dieb wird fortgeführt, sein harrt ein schwer
Gericht. — Er stahl! — Des kranken Weibes Stöhnen,
Der hungerbleichen Kinder kläglich Weinen
Zerriß sein Herz. Er war ein Weber, lange
Schon ohne Arbeit. Seines Weibes Noth,
Der Kinder Hungerschrei zu stillen, trug er,
Es war nicht viel, Alles zum Bucherer.
Nun starren ihn die nackten Bände an,
Es ist ihm Nichts geblieben: Da erfährt
Verzweiflung ihm das Herz, den eignen nicht, —

Er ist ein Mann, — der blaffen Kleinen Hunger
Zu stillen, geht er aus und nimmt ein Brod. —
„Ein schändliches Verbrechen!“ ruft ihr aus,
Ihr, die ihr nie gefühlt des Hungers Qualen,
Den Schlangenzahn der Noth, des Glucks Krallen.
O, wüthet ihr, was Armuth ist, ihr würdet
Den Stab nicht kalt ob seinem Haupte brechen!
Ihr würdet mit mir beten, daß der Gott
Der Liebe und Barmherzigkeit ihm sende
In seines Kerkers Nacht des Trostes Engel,
Daß er den milden Balsamthau ihm träufle
In das von Gram und Angst zerriß'ne Herz,
Daß der die Hand, die segnende, ihm lege
Lind auf die heißgeweinten, trocknen Augen
Und ihm im Traume Weis und Kinder zeige
In Schmuck und Fülle strahlender Gesundheit. —
Nun blickt in euer eignes Herz, und seid
Ihr ohne Fehl, dann werft — O nein, auch dann
Werft nicht den Stein auf ihn; nein, fleht zu Gott,
Daß der ihm gnädig sei und ihm die Schuld
Verzeihe! — Also thut und „richtet nicht,
Auf daß ihr nicht dereinst gerichtet werdet!“

Waldesstille.

Von Ludwig Dill.

Willkommen mir in Morgenluft,
Du heilige, traute Waldesstille!
Umhülle mich, damit der Brust
Ein Sommermorgenlied entquille.

Nings hör' ich Sänger hundertfach,
Es jubeln auf die bunten Höre,
Und gerne sing' ich ihnen nach,
Weil ich zu ihnen ja gehöre.

Wem sollte in der Sänger Kreis
Nicht auch ein frommes Lied erstehen?
Der Vogel singt zu Gottes Preis,
Der Baum in sanftbewegtem Wehen.

Aus dem Sabinergebirge.

Nach einer Illustration von A. Flamm.

Wenn fest der Maler die Welt durchstreift
Und Menschen sucht und Leute vermeidet,
Wenn er durch Berge und Wälder schweift,
Die Robecultur noch nicht verleidet,
Da erlebt er gar Manches. Das Schlimmste ist,
Wenn er in die Hände Waschweibern gerathen,
Die mit spitziger Zunge und arger List
Seine Bilder hemäkeln und seine Thaten.

Doch giebt es auch glückliche Tage für ihn;
Im heitern Sabinergebirge verborgen,
Vergeht ihm die Lust, schnell weiter zu ziehn,
Vergehn ihm die heimischen Grillen und Sorgen.

Der Himmel Italien's ist höher gespannt,
Die Farben sind süßer, die Lüfte sind milder,
Wohin er sich wendet im Zauberland,
Es umrauschen ihn Klänge, umgeben ihn Bilder.

Auch er sei ein Maler, vermag er dort
Sich redlich zu sagen und recht zu empfinden,
Da lehrt ihn das Auge, nicht Meisterwort,
Die richtigen Töne und Linien zu finden.
So wurden diesem im Zauberrevier —
Er hatt's nur zu malen mit offenen Sinnen, —
Seiner Wandrung und seiner Bilder Pier
Sabinische Mädchen und Wäscherinnen.



Aus dem Sabinergebirge.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Der Gondelier.

Von Friedrich Biedermann.

Am Guadalquivir
Träumt still die Mondennacht,
Und nur der Gondelier
In seiner Gondel wacht.

Er rubert durch die Fluth
Das allerschönste Weib,
Sein trunk'nes Auge ruht
Auf ihrem Götterleib.

In sanften Bogen hebt
Der Schummer ihr die Brust,
Die ros'ge Lippe hebt
In himmlisch süßer Lust.

Das Ruder sonder Aecht
Dem Gondelier entsinkt,
Und zitternd durch die Nacht
Die Mandoline klingt:

Goldselige Minne!
Du wiegest die Sinne
In Seligkeit ein;
Und drückst du in Herzen
Den Stachel der Schmerzen,
Wie süß ist die Pein!

Goldselige Minne!
Dir weis' ich mein Leben,
Nur du giebst Genuß;
Und reichst du Verderben,
Wohlan, ich will sterben
In flammendem Kuß!"

Es pocht das heisse Lied
Verlangend an ihr Ohr,
Sie hebt den Blick, — und sieht
Zum Sänger stumm empor.

Ihr Herz erbebt, es schlägt
In süßmüth'ger wilder Lust, —
Das Antlitz gluthbewegt,
Sinkt sie an seine Brust.

Er hält entzückt umspannt
Die schwellende Gestalt,
Wie heiß an seine Hand
Die Fluth der Glieder walt!

In tiefen Jügen trinkt
Die Lippe Kuß auf Kuß, —
Und rings die Welt versinkt
In wogendem Genuß!

Die Gondel, sonder Gut,
Schwankt irr den Strom entlang,
Sie faßt mit blinder Wuth
Des Strudels Wirbeldrang.

Er reißt sie jäh hinab
Den bodenlosen Schlund, —
Kein Splitter giebt das Grab
Des Gondolierso kund. —

Doch fernher klingt es sacht
Wie Sang der Liebe mir,
Träumt still die Mondennacht
Am Guadalquivir.

Lied von den Weiden.

Von J. Große.

Grüne Weiden, junge Weiden
Wachsen an des Stromes Rand.
Galt's mein Pfeis'chen drauß zu schneiden,
Saftig Rohr ich allzeit fand.
Ruthen, Gerten waren schmiegsam,
Für die Sprenkel schwant und biegsam
Sprenkel, wenn die Drosseln fangen
Oder wenn's galt Wachteln fangen —
Grüne Weiden, junge Weiden —
Und sie sind hineingegangen.

Rahe Weiden, glatte Weiden
Hab' im Herbst ich abgeschält,
Sommitenes Kleid — ein Tuch von Seiden
Hat manch Herzlein schon gequält.
Junge Mädchen, kauft bedächt'g,
Schlugt mich so mit Euren Ruthen.

Aus den Weiden Körbe flecht' ich,
Mag ein Korb nun Manchem frommen,
Dessen Herz zu löhn erglommen —
Stable Weiden, glatte Weiden,
Habe selbst 'nen Korb bekommen.

Morsche Weiden, graue Weiden
Schwanken an dem Strome sacht,
Reiten Husaren durch die Halben,
Flackern Feuer um die Wacht.
An dem Schanzkorb nun verblut' ich,
Flecht ihn selbst einst todesmüth'g.
Flammt der Morgen in rothen Gluthen,
Fließt mein Blut in Stromes Fluthen.
Morsche Weiden, graue Weiden,
Schlugt mich so mit Euren Ruthen.

Warnung.

Von Leopold Schefer.

O sende doch Niemand etwas den Göttern,
Sie senden Empfangenes niemals wieder!

Die Himmlischen wünschten von unserer Erde
Nur eine Rose droben zu sehen,
Nur eine Knospe, oder ein Blatt nur...
Und dann von den Schönen nur eine Jungfrau,
Damit sie ermäßen, ob leidlich für Menschen
Tief unter der Sonne es leben sich lasse.

Da sandten wir, eitel, dich ihnen zum Himmel,
Mit Rosen im Haar, und mit Rosen in Händen,
Verwahrt in der leisebeweineten Kiste
Von Cedernholz, mit Myrrhen beräuchert...
Ach, — droben bewundert nun, oder gefangen,
In einem der ewigen, goldenen Schlösser —
Ach, kommst du nicht wieder!

O kämest du wieder!

Ich fühl' es: Du sehnst dich nach mir, — denn ich weine.

O sende doch Niemand etwas den Göttern,
Sie senden Empfangenes niemals wieder!

Uns aber, uns reifen die traurig vermißten
Geliebten die Seele sich nach, wie durch Zauber,
Wir gäben die Sonne, wir gäben das Herz hin,
Die Leidenden dort in der Fremde zu trösten.
Wir schmachten vereinsamt trostlos zum Himmel,
Und sehen die Frühlingswolken sich senken,
Wie Boten von droben, wie Boten von drüben...
Wem naht sich die hellste, eilends beschwingte?

Wem lächelt der Führer, der lockige Knabe?
Wem tönen die Worte der silbernen Stimme:
„Es sehnst nach der Freundin sich ruh'los die Freundin!“

Wem immer ertönte die Stimme der Sehnsucht,
Die liebende Seele, sie hat es vernommen,
Sie springt in die Wolke, den Nachen, im Fluge,
Er hebt von der Erde sich, bußtig wie Nebel,
Er steigt und er schwingt sich, verschwebt in der Höhe,
Aus unseren Augen, wie singende Vögelchen,
Hinauf, wie hinaus, in die leuchtende Bläue;
Und wir, wir sehen ihr nach, — und wir haben
Auch sie nun zum letzten Male gesehen!

Wir forschen umsonst in der Nacht am Himmel —
Wir sehen allnächtlich ihn festlich erleuchtet
Und hören die Flöten, die Cithern, und meinen
Den Schatten der Tänzer, — den Schatten der Unfern,
Im leuchtenden Reigen schweben zu sehen —
Doch, mehr sieht nimmer ein irdisches Auge,
Mehr hört kein Ohr von den Seinigen wieder,
Und um die Vergesslichen weinen wir bitter.

O sende doch Keiner ein Liebes den Göttern
Hinauf in den Himmel, wenn er sich lieb hat, —
Am mindesten aber: die schöne Geliebte!
Denn Jene behalten in Zauberzäunen,
In prächtigen Gärten sie freundlich gefangen,
Und senden sie niemals wieder zurück ihm.
Sie geben sogar ja die blühende Rose
Uns niemals wieder, o niemals wieder.

Mutterliebe.

Von Ludwig Bund.

Mutter! wie viel Nächte müssen
Wir uns jetzt noch schlafen legen,
Oh' mit Freuden und Genüssen
Uns das Christfest kommt entgegen? —
Sag, was wird das Kind uns bringen?
Mir doch auch ein Stedenpferd?
Für die Schwester einen Heerd?
O! wie werden froh wir springen! —

Einen Säbel mir und Platte,
Eine Peitsche, Band und Sterne;
Bücher-Mappe, Federn, Tinte,
Hätte Schwesterlein so gerne.
Einen Baum mit bunten Lichtchen,
Mit Gebäck von jeder Art;
Dann ein Krippchen fein und zart,
Und ein Buch mit viel Geschichten! —

Blei-Soldaten und Kanonen,
Eine Puppe für die Schwester;
Äpfel, Nüsse und Makronen,
Bunte Vögelein und Nester. —
Wollte nur, das Fest wär heute,
Oder wär vorüber gar;
Mutter, wie in diesem Jahr
Nie ich mich auf Christtag freute! —

Wer so glücklich, wie die Kleinen,
In die Zukunft könnte sehen!
Ihnen kann nur Freude scheinen,
Wo in Trübsinn wir vergehen. —
O, daß euch der süße Frieden,
Der die Kindheit zart umhüllt,
Der die junge Seele füllt,
Immer bleibe doch hienieden!

Wüßten einmal jene Stunden,
Wo, wie sie, ich hoffen konnte,
Freuden, die ich tief empfunden,
Liebe, die mich nährend sonnte,
Meinem Herzen wiederkehren! —
Welch ein Glück! wo find' ich dies?
Meiner Kindheit Paradies!
Wirst du nie mir wiederkehren? —

Lass mich diese Thränen weinen! —
Doch was thu' ich? — ist das wieder? —
Find' ich nicht in meinen Kleinen
Alles, Alles doppelt wieder!
„Kindheit, Freude, muntres Scherzen,
Hoffnung, frohe Jugendlust;
Selbst das Höchste schwellt die Brust —
Mutterglück im tiefen Herzen!“ —

Also denkend, wometrunken,
Ist am Bett der beiden Lieben,
Die in Schummer tief gesunken,
Lang' die Mutter wach geblieben.
Ein Gebet, aus Herzensgrunde,
Hat sie noch empor geschickt,
Dann, von Ahnung bang umstrickt,
Sucht sie Ruh zu später Stunde. —

Der Sturm schlägt an die Sprossen,
Die Wolken ziehen schwer;
Da liegt, das Aug' geschlossen,
Das Herz von Wünschen leer,
Der kleine, muntre Knabe,
Den noch vor kurzer Zeit
Versprochne Weihnachtsgabe
So kindlich tief erfreut. —

Im Bettchen dicht daneben
Erglüh't sein Schwesterlein;
Die kleinen Händchen beben,
Es zuckt das Mündchen fein.
Ihr mattes Auge leuchtet
In heißer Fiebergluth;
Vom kalten Schweiß befeuchtet
Ist ihrer Locken Fluth. —

Die Mutter vor den Beiden,
Gesenkt, gebeugt wie nie,
Zerstört vom Seelenleiden,
Sinkt trostlos hin ins Knie.
All' ihres Lebens Wonne, —
Wer kann ihr Leid versiehn? —
Sieht sie mit nächster Sonne
Vielleicht zu Grabe gehn. —

* * *

Der Abend graut, schon künden laut die Glocken
Die hohe Nacht, das frohe Christfest wieder.
Schwer wirbelnd jagt den Schnee in dichten Flocken
Der hohle Wind auf Flur und Stadt hernieder.
Und hier und da bringt schon in vollem Glanze
Von Weihnachtssäumen, reich und schwer beladen,
Der helle Schein vom bunten Lichterfranze
Erfreulich durch die angelehnten Läden. —

Da eilt ein Weib mit Hast durch viele Gassen;
Ein Bäumchen trägt sie sorglich in den Händen.
Auch sie will nicht vom alten Brauche lassen,
Auch sie will noch die Weihnachtsgabe spenden.
Verschwunden ist sie in der dunklen Pforte —
Wie wird sie froh bald ihre Kleinen heizen! —
Doch weh! — was sucht so spät an diesem Orte
Das arme Weib, die Mutterbrust voll Schmerzen? —

Seht, da sitzt sie auf dem Friedhof,
An zwei kleinen Ruhesstätten,
Die als Mutter reich und glücklich,
Glücklich noch vor Tagen war. —
Schmerzlich ringet sie die Hände,
Trocken ist ihr Aug von Thränen;
Schaurig klagend in die Nachtlust
Stöhnt sie aller Fassungs bar.

Da tritt hervor der Mond mit falkem Glanze;
Ein Schauer gießt sich durch des Weibes Glieder;
Sie rafft sich auf, schnell ordnet sie das Ganze,
Auf beider Grab legt sie die Gaben nieder.
Ein Seufzer hallt, als soll' die Brust zerspringen,
Wie sie am Baum die Lichter angezündet;
„Ich will euch treu die Weihnachtsgaben bringen!“ —
O Mutterlieb! wer hat dich je ergründet? —

Erwartung.

Von Alex. Kaufmann.

Wie lieblich leuchtet die warme Nacht —
Ich kann es kaum erwarten,
Bis mir den duftenden Garten
Süßliebchen aufgemacht.

Ein Bäumlein lächelt mir zu und winkt
Biel freundlichen Gruß entgegen —

Das ist der goldne Regen,
Der also winkt und blinkt.

Ein Bäumlein winkt so süß vertraut —
Ich kann es kaum erwarten,
Bis mich im duftenden Garten
Der goldne Regen bethaut!

Beneide mich nicht!

Von Max Waldau.

An ***

Beneide mich nicht um das Leben in mir,
Um alle die klingenden Träume,
Nicht um mein Lieb, noch um funkelnde Bier,
Mit der ich die Stunden umsäume.

Beneide mich nicht! Die Blumenpracht,
Des Dichters duftigste Rosen,
Sie springen nur auf in der Winternacht,
Im Sturm bei des Meeres Tosen.

Beneide mich nicht, wie bunt auch flammt
Wibbloderndes Feuergerwimmel,
Du weißt nicht, wem die Glut entflammt,
Der Hölle ober dem Himmel.

Beneide mich nicht um des Liebes Krystall,
Aus meinem Herzen gespalten, —
Dir fliegt es zu, ein schimmernder Ball,
Ich muß die Wunde behalten.

Mit jedem Liede, mit jedem Traum
Strömt Herzblut leise von hinnen, —
Die Welt sieht goldigen Purpurschaum,
Die Wunde trag' ich innen.

Beneide mich nicht, wie die Wunder auch glüht
In meiner Verse Scherben, —
Wenn Blumen am allerschönsten blüht,
Dann müssen sie welken und sterben.

Beneide mich nicht! Und doch — seit Du
Mein Lieb so gern willst leiden,
Verzicht' ich mit Freuden auf Frieden und Ruh'
Und möchte — mich selbst beneiden.

Der Sänger auf dem See.

Von Ludwig Dill.

„Fährmann! setze mich hinüber,
Doch verzichte auf dein Geld;
Alter, deine zwanzig Stüber
Halt ich in der andern Welt!“

„Statt des Lohnes will ich singen
Fährmann, dir ein frohlich Lied,
Soll so gut wie Münze klingen,
Denn es klingt von Seelenfried.“ —

Und es stieß der wackre Alte
Lächelnd ab vom weißen Strand;
Herrlich nun ein Lied erschallte,
Konte fern zur Felsenwand.

Ha! wie sang der edle Meister,
Ha! wie tönt der Harfe Klang!
Und er weckt die Wassergeister
Aus des Sees tiefstem Gang.

Und sein Auge blickt verflaret
Bei dem Sang oft himmelan,
Und so lang das Lieb gewähret
Haltet still des Alten Kahn.

Sieh! aus tiefem Grunde rauschen,
Eingehüllt in Wasserschnee,
Nixlein auf, dem Sang zu lauschen
Droben auf dem blauen See.

Sie umschwimmen jetzt den Sänger,
Reien ihm ihr lauschend Ohr;
Seine Harfe tonet länger
Herrlicher singt er empor.

Und die Felsen konen wieder
Mit den Nixen sanft im Chor,
All die lieben schönen Lieber
Bringen sie, nur leiser, vor.

Nymphen, Vögel, Fische, Wellen
Ziehen mit dem leichten Kahn,
Ihnen folgt in sanften Fällen
Stolz und kahn ein weißer Schwan.

Und der Sänger steigt zu Lande,
Als die letzten Töne wehn;
Und wohin den Schritt er wandte?
Keiner hat ihn wandeln sehn.

Indische Weisheit.

Von Emanuel Geibel.

Der Ganges rauscht; vernimm im Abendroth
Die Lehre von der Wandrung nach dem Tod.

Was ist, das ist von Anfang her gewesen
Und wird im Tod zu neuem Sein genesen.

Der Inhalt bleibt, doch wechselt fort und fort
Die Signatur nach ew'ger Sägung Wort.

Woran dein Herz zuletzt gedacht auf Erden,
Darein wirst sterbend du verwandelt werden.

Kriecht dich, o Waldmann, noch voll Nordbegier
Der Tod: den Wald durchschweifst du einst als Thier.

Warst du vertieft, der Schöpfung Lieb zu lauschen:
Als Blume wirst du blühen, als Welle rauschen.

Und so dein Gold dir zwang den dumpfen Sinn:
Zum Erz im Bergesfacht fährst du dahin.

Wohl fahst vor solchem Schicksal dich ein Beben,
Doch steht's bei dir, in's reinste Licht zu streben.

Gedenk' an Gott zur Stunde, da der Pfeil
Des Todes schwirrt, und du wirst Sein ein Theil,

Ein Tropfen, licht in's Meer zurückgesunken,
Spielend in Seiner Gluth ein reiner Funken.

Doch dies erwäge: jählings naht der Tod
Und keiner sagt dir, wo noch wann er droht.

So sei, daß er nicht überrascht dich fälle,
Dein Auge stets gefehrt zur ew'gen Helle,

Und deines Wesens Blüte todbereit
In Gott versenkt zu jeder Stund' und Zeit.

Bart sind die Hände des Sturmes nicht.

Von Max Waldau.

Bart sind die Hände des Sturmes nicht,
Und muß er der Ruhe weichen,
So streut er auf seinen Weg noch dicht
Viel tausend Leichen.

Wo Schnecken und Tang am Strande zuhauf,
Wo dürre Knochen am Boden,
Da zog er vorüber in lausendem Lauf
Mit flatternden Loden.

Und siehst Du Menschen zucken im Staub,
Die nimmer im Staube gekrochen, —
Auch sie hat, wie des Waldes Laub,
Der Sturm gebrochen.

Hol' über!

Von Alex. Kaufmann.

O Schiffer, lieber Schiffer,
Hol' über mich zum andern Strand —
Es hat mein liebes Liebchen
Treulos sich abgewandt.

O Schiffer, lieber Schiffer,
Hol' über mich — ich muß hinaus,
Muß in der Welt nun wandern,
Din ist mein Heimathaus!

Und liebst du selbst ein Liebchen,
Und hegst es so getreu und warm,

So nimm's in deinen Rachen,
Laß nicht es aus dem Arm!

Und hegst du sie im Rachen,
Und hütest du getreu und gut,
Raubt sie die Welt nicht draußen,
So raubt sie dir die Flut.

Treulieb giebt's nicht auf Erden,
Treulieb ist längste Zeit schon todt —
O Schiffer, lieber Schiffer,
Wie säunig fährt dein Boot!

Zwei Menschenleben.

Von H. Köster.

(Nach Illustrationen von B. Bantier und A. Achenbach.)

Die Schenke war ein schmutzig Loch,
Worin es nach Tabak und Brantwein roch;
Der Talgstumpf war fast abgebrannt,
Die Decke rauchig und feucht die Wand;
Der dicke Wirth saß am Ofen und schlief,
Und draußen keifte sein Weib und rief.

Am Tische saßen der Gäste zwei —
Ich sah schon lustigere, meiner Frau! —
Ihr Haar hing wild um ihr bleiches Gesicht,
Sie aßen und tranken und sprachen auch nicht.
Da schaute der Eine den Andern an
Und lachte grimmig und seltsam dann!
„Gelt, Freund, wir sind zwei lustige Leut!
Wir bersten fast vor Glück und Freud!
Erzählt mir ein Stück aus euren Leben,
Es muß, meiner Seel! was Possierliches geben!“

Der Andre starrte den Nachbar an,
Als hätt' er nicht verstanden den Mann.
Der Schmerz um Augen und Mund ihm lag.
Dann strich er über die Stirn und sprach:
„Recht habt ihr, Freund, mein Lebenslauf
Ist Lieb' und Lust und Glück vollauf!
Ich diente bei einem Müller als Knecht:
Die Arbeit war gut, der Lohn war schlecht.
Der Müller war ein reicher Mann,
Und grob, wie Einer es sein nur kann:
Er konnte besser fluchen als beten,
Und schimpfen und prügeln und mit Füßen treten.
Auch wär' ich längst zum Teufel gegangen,
Wären nicht gewesen zwei blühende Wangen,
Zwei freundliche Augen, ein lächelnder Mund,
Und ein Kinn, Herr, wie ein Apfel so rund!
Ich liebte Marie, und sie liebte mich;
Sie schwur mir oft: „Ich liebe nur dich,
Und bleibe dir treu in Freude und Leid,
Und bleibe dir treu in Ewigkeit!“ —

„Aha!“ rief der Nachbar, ich kenne das Ding,
Und kann mir schon denken, wie's weiter ging!“ —

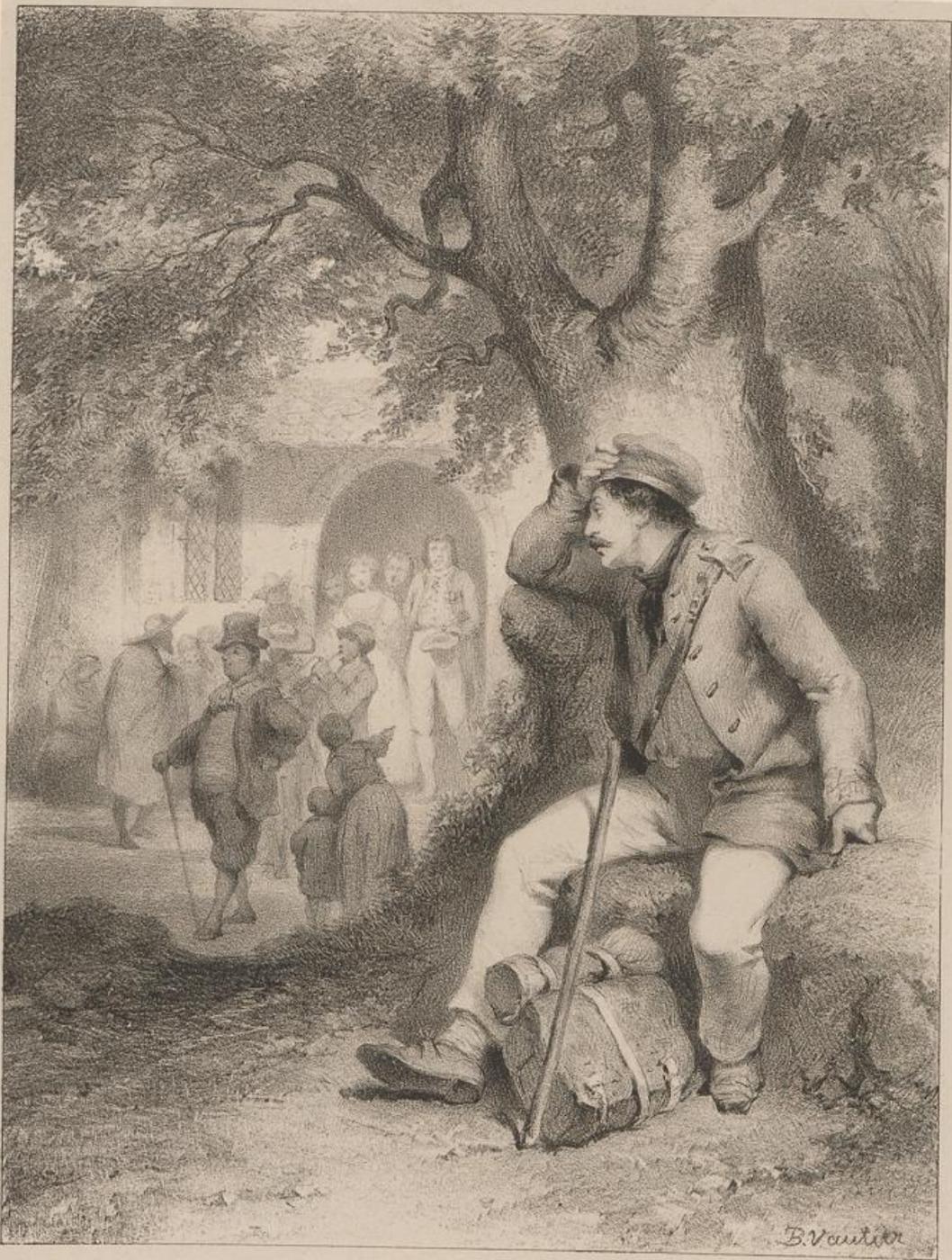
„Mit ihrem Lächeln, so hold und süß,
Machte sie mir die Hölle zum Paradies.
Doch es sollte nicht dauern: am Oftertag,
Da Marie mir selig im Arme lag,
Führte der Teufel den Alten herbei.
Herr Gott! welch ein Geschimpf und Geschrei!
Es gab einen Fußtritt, ich flog aus dem Haus,
Meine Kleider warf er zum Fenster heraus.“

Marie sah mir händeringend nach. —
Es war ein schöner Oftertag. —

Ich ging aus dem Dorf und zog in den Krieg,
Und half mit ereckten manchen Sieg.
Ich war in Italien, im spanischen Land;
Ein Bajonett durchstach mir die Hand,
Bei Leipzig kriegt' ich einen Schuß ins Bein.
Dann zog ich in Paris mit ein.
Bei Waterloo kam ich ins Lazareth
Und hütete Monate lang das Bett.
Doch überall, wo ich ging und stand:
Auf Spaniens brennender Felsenwand,
In Besschlands Orangen- und Myrthenwäldern,
Auf Rußlands beschneiten Eisesfeldern,
Auf Leipzigs Flur — wo es auch war,
Umlagert ringsum von Todesgefahr,
Durchstochen von Degen und Bajonett,
Im langweiligen, traurigen Lazareth,
Beim Sonnenlicht und Sternenschein,
Beim Wasserkrug, beim Glase Wein,
Nur ein Gedanke: Marie! Marie!
Das ewige, ewige Denken an Sie! —
Und wenn der Schmerz mir die Brust durchfuhr,
Ich dacht' an Marie und lächelte nur. —

Ich war curirt, ich eilte nach Haus.
Ich jubelte laut in die Welt hinaus.
Ich kam heut' ins Dorf und schlich um die Mühle
Mit klopfendem Herzen und eigenem Gefühle.
Die Mühle stand still. Ich fragt' einen Jungen.
„Das Hochzeitlied wird eben gesungen.“
Sprach lächelnd das Kind, „die schöne Marie
Wird jetzt getraut mit Schulzens Toby.“

Kein Hieb, kein Stich, kein Schuß in der Schlacht
Hat mir ein Heiltheil der Schmerzen gemacht,
Als des Knaben Wort: „Die schöne Marie
Wird jetzt getraut mit Schulzens Toby.“
Wie ich zur Kirche gekommen bin,
Ich weiß es nicht, genug, ich sank hin,
Sank unter die Linde, hört' Orgellang
Und Glockenläuten und Chorgesang.
Es fuhr mir durchs Herz wie Schwertesstich!
Da öffnet' die Kirchenthüre sich,
Und heraus trat der Alte im besten Rock,
In der Hand den goldbeschlagenen Stock.
Er schritt so gravitätisch einher,
Als ob er König vom Dorfe wär.
Dann kamen die Geiger und die Trompeter,



Die Heimkehr.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Die Posaunenbläser und die Flöter,
Dann kam das Brautpaar, die schöne Marie,
Meine treue Geliebte, und Schulzens Lob. —

Jetzt klingen die Geigen im Hochzeitshause
Zum Tanze, zum Trinken, zum fröhlichen Schmause.
Sie jubeln und lachen, und dann, und dann! —
Ihr seht, ich bin ein glücklicher Mann! —

„Ja, ja,“ sprach der Andre, „so geht's in der Welt:
Dem blüht der Weizen, dem verhagelt das Feld!
Mir kommt die Welt wie ein Brunnen vor:
Ein Simer steigt hinunter, ein andrer empor.
Der sitzt im Fetz und weiß nicht warum,
Der Andre wird vor Hunger krumm,
Der dehnt sich auf der Bärenhaut faul,
Ihm fliegen die Tauben gebraten ins Maul;
Der hat vom Leben nur Sorg' und Plag,
Und schlechter geht's ihm mit jedem Tag.
Eins aber weiß ich gewiß: in der Welt
Ist's mit den Schuften am besten bestellt;
Und wer am geschicktesten heucheln kann,
Der ist im Lande der erste Mann;
Und die gewandttesten Schulterträger
Sind immer die besten Stellenjäger. —

Nun will ich euch für euer Troctament
Ein Stückchen erzählen von meinem Lament.

Ich bin wohlhabender Leute Kind:
Doch, leider, waren Vater und Mutter blind
Vor Härlichkeit gegen den einzigen Sohn:
Ich ward ein Strick, das kommt davon.
Der Schlag, der zu rechter Zeit wird gegeben,
Bewahrt vor Schlägen im spätern Leben;
Und Schläge, die blinde Liebe spart,
Sind Wege und Leitern besonderer Art
In's Zuchthaus und zu Galgen und Rad,
Wie Mancher zu spät es erfahren hat. —
Für lose Streiche und Teufelein
Erndtet' ich Lob nur und Schmeichele'n:
Ich hieß ein Genie, ein Teufelsjunge,
Ein wichtiger Kopf, eine stachlige Junge.
Und wenn auch nur Bosheit erregte den Wig,
Meine Junge war stets scharf und spiz.
Von Schule und Büchern hielt ich nicht viel;
Doch im Würfel-, Regels- und Kartenspiel
Konnt' ich schon früh wohl Professor sein.
Auch scheut' ich das Wasser und trank lieber Wein.
Das Kirchengehn macht' mir auch kein Plästr,
Und beten und singen schien lächerlich mir;
Doch Schelmen- und Zotenlieder brüllten
Im Wirthshaus mit andern wilden Füllen,
Das war meine Lust. Auch lern' ich schon früh
Nach den Dirnen spielen, und ohne Müh
Gatt' ich bald an jedem Finger zehn.
Wenn ich wollte, konnte mir Keine entgehn;

Dem ich war ein stattlicher Bursche, traun!
Und hatte Geld. Das lieben die Frau'n. —

So lebt' ich von einem Tag in den andern.
Die Alten sprachen wohl vom Wandern;
Ich aber spürt' wenig Lust dazu:
Ich lebte ja hier in guter Ruh,
War König in unserm Dorfe schier,
Und wer sah in der Fremde nach mir? —

Ich war in meinem zwanzigsten Jahr,
Da starben die Alten. Bei Gott! ich war
Von Herzen traurig und weinte sehr,
Besucht' in acht Tagen die Schenke nicht mehr.
Doch Alles im Leben hat sein End'.
Des seligen Vaters Testament
Setzte mich zum einzigen Erben ein
Von Haus und Hof und Ländereim.
Nun sah ich so recht im Vollen drin,
Und lebte und that ganz nach meinem Sinn.
Vom Arbeiten war nun erst recht nicht die Rede,
Ich erklärte dem Pflügen und Dreschen die Fehde.
So ruhte der Pflug, so feierte der Flegel;
Die Schenke, die Karten, die Würfel, die Regel,
Das Weinglas, das war mein A und O.
Und so ging es im dulei jubilo.
Die Knechte und Mägde schlampampften zu Haus,
Ich ließ es geschehen und macht' mir nichts draus;
Und was ich im Wirthshaus nicht selber verthat,
Dazu half mir der guten Freunde Rath.
Drei Jahre währte der Saus und Braus;
Da muß' ich zum Hof und zum Haus hinaus;
Das Haus war verwürfelt, der Hof verspielt,
Die Aecker und Wiesen durch die Rehle gespült.

Ich war nun ein Bettler, beim Lichte besehn,
Und konnte jetzt leicht auf die Wanderschaft gehn.
Ich zog in die Welt; denn ich schämte mich
Im Dorfe zu leben kümmerlich.
Ich konnte nicht dienen als lumpiger Knecht,
Wo ich stolz, wie ein Graf, meine Gelder verzecht.
Ich macht' es, wie ihr, und wurde Soldat,
Weil Arbeit mir niemals gemundet hat,
Hab' bei den Franzosen die Waffen getragen
Und ein gutes Stück Welt um die Ohren geschlagen.
Zuletzt giengs nach Spanien. Ein verteuftetes Land,
Wo Mancher den Tod in der Schüssel fand!
Doch endlich ward ich dies Leben leid
Und desertirte mit Behendigkeit,
Trat ein in einen lustigen Orden
Und bin ein tüchtiger Schmuggler geworden.
Ein herrliches Leben! An allen Tagen
Der dummen Regierung ein Schnippchen zu schlagen!
Zu spielen stündlich mit Tod und Gefahr!
Zu schweben bald wie der Königsaar
Auf hohen und schroffen Felsenspitzen
Und den Grenzwächtern munter auf's Fell zu bligen!

Bald raslos durch die Wälder schweifen
Und Tag und Nacht durch die Felder streifen!
Beim süßen würzigen Wein zu liegen,
Eine braune Dirne im Arm zu wiegen;
Und wär's auch in öber Felsenklucht,
Wein, Weiber und Würfel sind stets süße Frucht!
Doch alles Ding währt seine Zeit,
Nur der Unfann währt in Ewigkeit!

An einem trüben Novembertag
In's Dorf ging's, das an der Grenze lag.
Das Boot war bald mit Waaren bepackt,
Mit Zucker, mit Kaffee und Tabak besackt.
Flott ging's in den zischenen Strom hinein:
Die Wolken schauten düster drein,
Es brüllte der Sturm, es kreischte der Geier,
Die Felsen blickten wie Ungeheuer,
Wie Riesengespenster auf uns hernieder.
Es rieselt' uns Allen kalt durch die Glieder.
Da, hinter uns noch ein anderes Boot,
Das auch der Strom zu verschlingen droht!
Bei Gott! es sind die schuftigen Hunde,
Die Grenzwächter! Wer hat die Kunde
Den hungrigen Lumpen überbracht?
Gleichblei, noch heut wird der Garaus gemacht
Den schnüßligen Schuften! „Duckt euch nieder!
Nehmet rasch die Büchsen und ladet sie wieder!
Laßt heran es kommen das Höllnerboot
Und spedit die Kerle in Hölle und Tod!“
Gesagt, gethan! Ein Knacken, ein Knallen
Von vier Gewehren befreit uns von Allen.
Vier Leichen treiben an uns vorbei:
Es sah graulich aus, 's ist einerlei!
Nun ging's an's Land in die Felsenhalle.
Das Boot ward entladen, wir Schmuggler alle
Schüttelten uns, wie gepackt vom Fieber.
Ein tüchtiger Trunk, dann wars vorüber.
Nun munter ans Zechen, ans Schmausen und Kosen!
Wir lagen vergnügt wie auf Seide und Rosen!
Die Züher schnarrt, und der Dudelsack knarrt,
Das hüpfende Füßchen des Mädchens scharrt!
Es war eine Freude, es war eine Lust!
Ich lag an meines Liebchens Brust:

An der Linken das Weib, in der Rechten den Becher,
Ein wein- und liebeseliger Zecher!
Wir hörten nicht mehr der Zitter Geschnarr,
Nicht mehr des Dudelsacks Gesnarr.
Da schwant Pietro, der trunkne Strolch,
In unsre Ecke, die Hand am Dolch,
Er reißt das Mädchen von meinem Schooß,
Im Augenblick war mein Dolch auch bloß;
Es kommt zum Kampf, die Messer blitzen:
Es quillt das Blut aus Wunden und Nigen,
Ein Unglücksstoß von meiner Hand
Hat den armen Teufel zur Hölle gesandt!
Wie wurd ich plötzlich nüchtern und kalt!
Vor mir lag des Freundes blut'ge Gestalt,
Des Freundes, der für mich sein Leben,
Für den ich das meine hätte gegeben!
Ich verließ die Halle und wankte fort
Und habe nie wieder betreten den Ort. —
Manch Jahr nun wand'r ich durch die Welt!
Ich zog vom Mittelmeere zum Belt,
Ich zog die Kreuz und zog die Quer,
Und finde nirgend Ruhe mehr!
Und wo ich gehe, und wo ich stehe,
Im Traume, im Wachen, immerdar sehe
Ich des Freundes bleiche, blut'ge Gestalt,
Wie er vor mir lag, so starr und kalt.
Am Ganges, am Amazonenstrom,
Bei den Pyramiden, in Peters Dom,
In Londons saufendem Gewühle,
Ich sehe das Blut, ich seh's und fühle,
Wie's geisterhaft mich überfliegt
Und centnerschwer auf der Brust mir liegt!
Seht dort! seht dort! dort an der Wand
Das blutige Antlitz, die blutige Hand! —
Er rief's und sank bewusstlos nieder.
Der And're hob ihn auf, und wieder
Nief er in's Leben ihn zurück.
Er sah ihn an mit wilhem Blick
Und sprach: „Lebt wohl! Ich kann hier nicht weilen!
Und wenn ihr's gut meint, so heißt mich eilen!“
Und Beide verließen schauernd das Haus
Und schritten stumm in die Nacht hinaus.

Gnomen.

Von Max Waldau.

I.

Von allen begrabenen Schätzen
Vellag' ich einen zumeist: —
Zu heben an tausend Plagen
Ist noch der Menschengeist.

Nicht bloß im Lärm des Marktes
Das Schicksal schaffen will,
Auch im Verborgnen erkarrt es,
— Gescheide bilden sich still.

II.

Blutige Blätter gestalten die Lebensbeschreibung der Menschheit,
Aber die blutigsten sind, welche der Glaube beschrieb.
Keiner erreichte das Glück noch, gestützt auf die Krücken des
Glaubens,
Aber in's Glend gestürzt haben sie — — weist du die
Zahl?



Altes Castel bei Porte Venere.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Das Marienbild unterm Thore zu Fulda.

Volksfage von Victor Precht.

In Fulda unterm Thore,
Da hängt ein Gnadenschild,
Das ist der schmerzdurchbohrten
Mutter Maria Bild;
Von Blut und Wunden ganz entstell't
Hält sie auf ihrem Schooße
Den Sohn, das Heil der Welt.

Einst kam in Kriegezeiten
Ein Reiter an das Thor,
Wollt straks zur Stadt einreiten,
Doch lag der Riegel vor.
Er fluchte wild und stach und schoß
Nach dem Marienbilde,
Da ihn das Harr'n verdros.

Doch war's zur selben Stunde,
Daß er den Lohn empfing
Für die zu große Sünde,
Die er im Zorn beging.
Es häumte sich sein Rappe jach
Und schleudert ihn zur Erden,
Daß das Genick ihm brach.

Und nächstens muß der Ritter
Hervor aus Grabekraft;
Auf schwarzem Ross an's Gitter
Sprengt er in wilder Haft;
Doch immer wie des Bliges Strahl,
Scheucht ihn das Bild von himmen
Heim an den Ort der Qual.

Hinter den Coulissen.

Von W. Constant (Dichter der „Parallelen“).

Gal' seltsam wird mir zu Sinne —
Wer ist das verblähte Weib
Mit Locken, so wirr und wüste?
Und nicht mehr blühend der Leib?

Die Hüge, noch hehr und edel,
Berrathen viel Leid und Schmerz
Und ihr verwellter Busen
Deckt wohl ein gestorbenes Herz.

Vom Lager hebt sie sich leise
Und saßt die zerbrochene Kron'
Und drückt sie in die Locken
Und lächelt mit bitterm Hoßn.

Dann nimmt sie den Königsmantel
Und legt ihn um sich her,
Und in den reichen Falten
Verbirgt sie Scepter und Speer.

So tritt sie vor den Spiegel,
Der weißt ihr ein trübes Bild,
Sie schlägt ihr Gesicht in die Hände
Und jammert schmerzlich wild:

„Wo ist meine Jugend geblieben
Wo meine Schönheit und Macht? —
Ach, vor den Augen, den trüben,
Da ist es auf ewig Nacht.“

„Wie hat sich so früh gebleicht
Mein Haar in Sorg' und Schmerz,
Zu qualvoller Ruhe neiget
Sich mein verglühtes Herz.“

„Einst blühten die Lippen, die Wangen
In roßiger Jugend Pracht;
Und hatt' ich im heißen Verlangen
Viel Mächte durchgewacht.“

„Die Zeit ist vorübergegangen,
Mit ihr der falschen Heer,
Ich muß nun verlassen hangen,
Mich sucht kein Auge mehr.“

„Und er, den ich suchte vor Allen,
Er, dessen Liebe mein Glück,
Vor dem meine Jugend gefallen,
Ach, er kehrt nimmer zurück.“

„Um den ich der Wahrheit entsagte
Und eitlen Flitter gewählt,
Den Kampf ums Leben wagte,
Nur er, der Ersehnte, fehlt.“

„Wo seid ihr, meine Träume
Von Lieb' und Ehr' und Kunst,
Wahn, ausgeträumte Träume,
Verreicht wie eitler Dunst.“

„Doch lustig, immer lustig,
Wenn auch das Herz mir bricht,
Nur lustig, heissal lustig,
Denn weinen darf ich nicht.“ —

Und so gebadet in Thränen
Wirft sie auf's Lager sich
Und all der eitle Hlitter
Schmückt sie gar jämmerlich.

Entsunken ist ihren Händen
Des Scepters morscher Stab,
Der welke Purpurmantel
Glitt ihren Nacken herab.

Entkleidet von allem Hlitter,
Worin sie Wahrheit gespielt,
Liegt da das Weib, das arme,
Des Jammers trauriges Bild.

Die Thränen nur die sie weinet
Die Schmerzensperlen sind echt,
Von vollen Würden und Schätzen
Bleib ihr des Jammers Recht.

Da kniet als Magdalena
Die arme Königin,
O daß sich Christus erbarme
Der reuigen Sünderin!

Es dringt in die öde Kammer
Des Frühroths goldner Strahl
Und zeigt wie der nasse Jammer
Den Wangen die Schminke stahl.

Und wie die gelogene GröÙe
Verdoppelt den wahren Schmerz,
Und unter Entbehrung und BlöÙe
Gebrochen ein fühlendes Herz.

Den Sceptergewöhnten Händen
Verweigert das Kreuz man hart,
Und lieblos ward hinter dem Kirchhof
Die Königin eingescharrt.

Ich habe sie begraben ehrenvoll,
Die ich vergöttert in vergangenen Tagen,
Ich schloß in einen schwarzen Sarg sie ein,
Der Schmerz hat ihr das Kreuz vorangetragen.

Apoll' als Leichenbitter ging voran,
Die Mäusen spielten auf gewaltig, schaurig,
In Thränen folgten die Gefühle dann,
Freundschaft und Liebe an der Spitze traurig.

Ein düsterer Zug, der Angehörigen Schaar:
Die einst genossen süßen Wonnestunden,
Die Händedrücke alle, ja sogar
Es hat der erste Kuß sich eingefunden.

Stumm blickte er auf eine Rose hin,
Die welk am Sarge lag aus alten Zeiten,
Da schien vor seinem trauervollen Sinn,
Ach! eine schöne Zeit vorbeizugleiten.

Am Grabe sprach Vernunft ihr Wort dazu,
Gab im Gebet der Todten noch den Segen,
Ich aber weinte, da zu ewiger Ruh
Die schöne Leiche jetzt sie niederlegen.

Dann warfen sie die kühle Erde drauf
Der Zug zerstob und Alles war verschwunden,
Ich wachte auf — und schlug ein Büchlein auf,
Worin ich eine Rose aufgefunden.

Carl und Tizian.

Von Ludw. Aug. Frankl.

Kam einst zum großen Carol der Maler Tizian,
Und hielt um eine Gnade beim Kaiser also an:
„Wollt, Herr! mir ruhig sitzen zu eurem Konterfei,
Doch schaut recht froh und heiter und klaren Blicks dabei,

„Daß ich so recht die Seele kann bringen in das Bild,
Daß es die ferne Nachwelt mit Herzlust noch erfüllt!“
„Will seh'n, mein lieber Meister! ob ich es wohl vermag,
So ruhig hinzusitzen euch einen Lebenstag.

„Wenn in der großen Werkstatt der Werkmeister ruht,
Wohl klappert fort die Mühle, doch geht sie nicht so gut.“
Und freundlich setzt der Kaiser auf einen Sitz sich hin,
Mit seinem Malerzeuge tritt Tizian vor ihn;

Er malt die edlen Züge bedächtig, kunstgewandt,
Da fällt dem großen Meister der Pinsel aus der Hand,
Und Carl neigt schnell sich nieder, hebt ihm den Pinsel auf —
Die Schranzen rings im Kreise, die sahen höhnisch drauf.

Da sprach der Kaiser Carol: „Si, wer belächelt mich?
Auch dieser ist ein König, ein größerer denn ich!
Es ist die Fantasia sein unermesslich Reich,
Er ist als Maler einzig — mir kommen Viele gleich!“

Mondeszauber.

Ballade von Dr. Joh. Nepomuk Vogl.

Margretchen schlummert im Gelaß
Und träumt vom Mann im Mond so blaß,
Vom Mann im Mond, der liebeskränzt
Gespensisch jetzt durch's Fenster blinzelt.

„Du schönes Kind, erhebe dich sacht,
Gar hold und traulich ist die Nacht,
O komm', ich schmück' dir Hals und Hand
Mit Silberreif und Perlenband!“

Margretchen still im Schlafe lacht, —
O daß du liegst so unbewacht!
Schon kühner bringt der Werber ein
Mit seinem kalten Leichenschein.

„O sieh', wie lieblich ist der Pfad,
Kein Eisenkind noch schöner'n trat,
Wie weiß und übersilbert ganz,
O komm' heraus zu Duft und Glanz!“

Wie wagt nur da der Kleinen Brust,
Der Lockung folgend unbewußt,
Durch's Fenster schwingt sie sich, o sieh'
Wie Schnee erglänzt im Mond ihr Knie.

Im leichten Hemdchen, ohne Schuh',
Gehst drauf die Magd in stiller Ruh'
Durch Fels und Anger kühl und weich,
Die übersät mit Perlen reich.

Und geht dahin an Baches Rand,
Vor sich gestreckt die weiße Hand,
Und findet über Stoa und Steg
Nicht wach, noch schlafend ihren Weg.

So schreitet sie durch Flur und Hain
Gleich wie ein Bild von Marbelsstein,
Nur leis' vom losen West umschweift,
Der lustern ihr am Hemdchen streift.

Da klimmt vor ihr auf rauher Bahn
Der bleiche Schein den Fels hinan,
Als wollt' er ihr durch's mächt'ge Graun
Von Silber eine Leiter bau'n.

Und schmelzelnd flüstert an ihr Ohr:
„Du holdes Kind, o steig' empor,
In meinem hellen luft'gen Reich
Da wieg ich dich in Armen weich!“

„Aus Diamant und Silber ist
Mein Schloß erbaut für dich zur Frist
Und Sternen tanzen dir den Reiz'n
Bei Nachtigallenmelodei'n.“

Und immer höher unverzagt
Bis auf zum Gipfel steigt die Magd,
Schon steht sie dort, der Stieher Reiz
Von Glanz umflossen allerseits.

Was regt sich da? — In mächt'ger Schlucht
Nach ihrem Kind die Mutter sucht;
O rufe nicht! doch ach, zu spät,
Denn schon erschallt's: „Margreth! Margreth!“

Da gellt ein Schrei durch's Thalgesild —
Verschwunden ist das blanke Bild;
Doch mit ihm schwand das Mondenlicht
Zugleich in Wolken schwarz und dicht.

Die Myrthe im Mondschein.

Von H. Kaufmann.

Myrthe, die du blühest
Mir am Fensterlein,
Wie du lieblich glühest
In geweihtem Schein!

Mag der Mond verblichen,
Mag der Strauch verblich'n,
Mir ist frohes Zeichen
Dieses Blüh'n und Glüh'n:

Zeichen künft'ger Tage,
Da mit neuer Lust,
Da mit frischem Schlage
Liebe rührt die Brust,

Liebe treu geheilet,
Liebe fromm und traut,
Die versöhnt und heilet,
Drauf der Himmel schaut,

Drauf sich mild und milde
Senkt des Friedens Schein —
In so süßer Bilder
Vorgenuß — schlaf ein!

Der Becher.

Von Dr. Joh. Nepomuk Vogl.

Ich bin ein großer Gasser
Von Fluß- und Regenwasser,
Doch lieb ich sehr den Wein;
Beim Wein da ist's behäglich,
Das Wasser macht nur kläglich,
Das sieht wohl Jeder ein.

Aus offenen Himmelschleusen
Lut Wasser sich ergießen,
Damit uns wach' der Wein,
Sonst wär' es überflüssig
Und lief herum ganz müßig,
Das sieht wohl Jeder ein.

Einst trank ich nichts als Wasser,
Da wurd' ich immer blasser,
Jetzt aber trink' ich Wein,
Und glüh' so roth wie Zunder,
D'rum ist auch Wein gesunder,
Das sieht wohl Jeder ein.

Das Wasser d'rum den Fischen,
Uns aber zu erfrischen,
Uns gebt den besten Wein,
Denn nicht für Hecht und Lachsen,
Er ist für uns gewachsen,
Das sieht doch Jeder ein.

Sei groß!

Von Max Waldau.

Geknickte Blumen wellen traurig hin,
Der Lebenssaft, ihr Blut, versiegt,
Der Duft, ihr geistig Sein, verfliegt,
Und daß sie hastig sterben, wird Gewinn.

Geknickte Menschen aber flieht der Tod,
Fortpocht das Herz, kein Nerv zerreißt,

Und hell — zum Leiden bleibt der Geist,
— Das Unglück ist ein langsam Abendrot.

Die Niedrigkeit ergreift dann Roserei,
Sie drängt sich bettelnd an die Welt;
Doch wenn der Größe Glück zerschellt,
Dann wird sie größer noch und einsam frei.

Die Blume im Walde.

Von A. Kaufmann.

Im fernen, tiefen Forst,
Wo nur Gräser wachsen
Und Farrenkraut,
Blüht oft ein prächtiges,
Lieblich duftendes
Waldestind,
Und die grauen Gesellen,
Eichen und Buchen,
Staunen drob
Und möchten in sich trinken

Den süßen Duft
Und können sich nicht satt seh'n
An der jungen Schönheit.

Und ich soll' unbewegt
An dir vorübergehen,
Die, gleich der Wunderblume,
Du plötzlich mir aufgingst
In meiner Debe,
Als rings nur auf Gräser

Und feuchte Kräuter
Die matten, mürrischen
Blicke sanken?

Tiefe Kunde
Bergen graue Sagen,
Daß zu verborgenen,
Goldnen Schätzen
Nur eine Blume
Den Zugang öffne!

Schönster Wunsch.

Von Leopold Schefer.

Soll ich Dir's bescheiden sagen,
Welch' ein Wunsch mir alle raubte,
Die ich noch vor wenig Tagen
Mir die liebsten, höchsten glaubte?

Sieh', ich wünsche nur zu schauen
Dort an meines Lagers Matten
Täglich bei des Morgens Grauen
Deinen indig' blauen Schatten.

Alles, was mir Wünsche weckte,
Alle heißersehnten Stunden,
Schätze selbst, noch unentdeckte,
Hät' ich himmlisch da gefunden.

Noch einen Blick.

Von Max Waldau.

Wenn du gehst, dann bin ich allein,
Sieh' einmal noch zurück,
Ein letzter Blick nur sei noch mein,
Ein letztes flüchtiges Glück!

Sieh', wenn die Sonn' am Abend versinkt,
Vergoldet sie Wald und Fluß,
Und hell von den Stirnen der Berge blinkt
Ihr glühender Scheidekuß.

Und morgen wieder die Nacht ihr weicht,
Gold grüßt sie Berg und Thal, —
Ich aber sehe dein Auge vielleicht,
Vielleicht zum letztenmal.

Thakulf.

Von G. Pfarrius.

(Nach den Fuldaer Annalen u. A. 849.)

Da gab's eine heiße blutige Schlacht
Im weiland Böhmenkrieg;
Die Kämpfer trennte die süßere Nacht,
Und keiner hatte den Sieg.

Warum die Trauer im deutschen Heer,
Im deutschen Lager die Noth?
Der Thakulf liegt verwundet schwer,
Verwundet bis zum Tod;

Und würde durch eines Verräthers Mund
Den Feinden hinterbracht:
Der Thakulf ist zum Tode wund!
Sie hießen gewonnen die Schlacht. —

Es wich die Nacht mit den Sternen leis,
Wohl schliefen noch Mann und Ros,
Da hielt mit Binden und Fähnlein weis
Am Lager ein Böhmentroß.

„Wir laden zu Frieden und Bündniß ein
Und bieten Geißeln zum Pfand,
Doch Thakulf soll der Vermittler sein,
Dem Böhmen sprache bekannt!“

Der Schlummerlose wohl hörte sie:
„Ich komme, macht frei die Wahn!“
Ihm hatte durchbohrt ein Pfeil das Arie,
Was ging es den Helden an?

Er preßte die Wunden, die heißen, ein
In das starre, kalte Erz.
Der Feind muß überwunden sein
Und überwunden der Schmerz!

Er zwang zu lächeln sein Angeficht
Und ließ sich heben auf's Ros:
„Das ahne der listige Böhme nicht,
Daß mich erreicht sein Geschoß!“

Und schloß den Frieden mit Siegersglück
Beim schlummernden Morgenroth,
Und ritt in's Lager zum Helt zurück: —
Da hob ihn vom Ros der Tod.

Nachtfahrt.

Von H. Kaufmann.

Es trägt von Ort zu Orte
Der eilende Wagen zur Stund';
Flüsternde Liebesworte
Spielen von Mund zu Mund,

Spielen von Mund zu Munde —
Vorüber rauschet der Wald;
Es wechselt die dämmernde Stunde
Gespenschtig die Gestalt;

Gespenschtige Gestalten
Schrecken die Liebe nicht;
Freundliche Schutzgewalten
Halten in Bann und Pflicht,

Gütige Geister bannen
Jeden Schrecken so weit,
Und wir fahren von dannen
Froh in die Einsamkeit.

Der Klausner.

Von Dr. Joh. Nepomuk Vogl.

Ein Klausner geht im Abendschein
Dahin durch's rauhe Berggestein,
Das Haupt ihm die Kapuze hält,
Von Grabesruß das Herz erfüllt.

So geht er durch die Dede fort,
Da schreckt ihn auf ein rauhes Wort,
Ein Räuber steht vor ihm und droht
Geschwung'nen Dolches ihm den Tod.

Doch ruhig blickt der Wästenmann
Den dräuend wilden Mörder an,
Und wie er auch den Dolch erhebt,
Doch nimmermehr sein Herz erbebt.

Da brummt mit grimmen Angesicht
Der Raubgefelle: „Bettelwicht!“
Stieckt fluchend drauf die Waffe ein
Und trollt sich in den Wald hinein.

Und weiter geht der Klausner drauf,
Schon führt sein Weg zur Zell' hinauf,
Als auf dem schmalen stein'gen Pfad
Ein Mägglein sich dem Pilgrim naht.

Nur lässig hüllt ein leichtes Kleid
Den schlanken Leib der jungen Maid,
Ihr Antlitz ist so frisch, so rein,
Ihr Haar so braun, ihr Fuß so klein.

Und wie sie nun mit stillem Gruß,
Vorbei ihm schwebt auf leichtem Fuß,
Berührt ihr wehend Kleidchen sacht'
Des Klausners rauhe Bühertacht.

Und als er nun erhebt den Blick,
Da prallt er schein verdört zurück,
Und der vor'm Tode nicht gezagt,
Den macht nun beben — eine Magd.

Marich vor Athen.

Von A. Kaufmann.

Durch das Thor der Thermopylen drang der Gothen tapfres
Heer;
Wo sie hausten, glühten Burgen, floß das Blut als dampfend
Meer;

Auf Athen, das ruhmgekrönte, wälzte sich der wilde Schwall,
Wo die Griechen sich geborgen hinter legtem Rettungswall.

Und der Fürst befiehlt zu stürmen — plötzlich auf des Schlosses
Bau

Steigt, von Sonnenglanz umflossen, eine wunderbare Frau,
Niesengleich in Wehr und Waffen, in der Hand den blanken
Spieß,

Vor der Brust ein ehern Bildwerk, das ein schreckhaft Antlitz
wies.

Drohend schwingt das Weib die Lanze: Helm und Rüstung
glitz und gleißt —

Boll Entsetzen weicht der König: „Ballas bist du, hoher Geist!

Kämpfen Götter für die Städte, muß des Menschen Kraft
zergehn —

Fort, mich graußt an diesem Orte!“ — Stille wird es um
Athen.

Aber sinnend wiegt der Herrscher sein unloektes Königshaupt:
„Sind die Götter neu erkanden, die wir längstens todt
geglaut?“

Schützt Athene die Getreuen, wahr' auch Wodan seine Macht,
Und am Glauben möcht' ich zweifeln, den uns Uphilas
gebracht!“

Die böse Fee.

Von Max Waldau.

Die böse Fee, die schlimmste Fee,
Sie waltet in allen Landen,
Unhellbar macht sie geringstes Weh,
Und tausend Gutes zu Schanden.

Hochstrebenden Geist und großes Gefühl,
Die weih sie still zu verkümmern, —
Sie füllt die wärmsten Herzen kühl
Mit ihrer Träume Trümmern.

Sie läßt die Kraft und den Opfer-Muth
Nie ganz die Preise gewinnen,
Und liebt es, um Schönheit und Jugendgluth
Die widrigsten Nege zu spinnen.

Sie lähmt und verdirbt, sie zerknickt seit je,
Ihr Wesen ist: Knospengerreißer!
Die böse Fee, die schlimmste Fee,
Die Armuth wird sie geheissen.

Wie ist das anders worden!

Von W. Constant (Dichter der „Parallelen“).

Du warst so gut, du warst so lieb,
Nicht sprach ich: „Nimm“, nicht sprachst du: „Gieb“;
Mir flammt es in der Seele warm,
Du sankst mir selig in den Arm;
Wie ist das anders worden!

Und hatt' ich dir je weh gethan,
So sahst du mich voll Wehmuth an,
Und unschuldvoll, ein traurig Kind,
Niestst du, das hab' ich nicht verdient;
Wie ist das anders worden!

Und wenn ich kam, da lachtest du
In Freudigkeit so hold mir zu,
Beim Scheiden wurdest du so lieb,
Daß ich so gern noch länger blieb.
Wie ist das anders worden!

Mußt' endlich ich von dannen gehn,
Hast du mir freundlich nachgesehn,
Und jeder Blick hat mir enthüllt,
Was deine Seele für mich fühlte;
Wie ist das anders worden!

Und manches Blatt mit schmutzem Rand
Bewahr' ich treu von deiner Hand,
Und eines, doch dies Eine nur
Trägt an sich deiner Thränen Spur;
Wie ist das anders worden!

Das Blümlein, das aus deinem Haar
Du sinnig einst mir reichtest dar,
Ich preßt' es zwischen Liedern ein,
Daß ich stets freudig dächte dein;
Wie ist das anders worden!

Und nun, so mannichfaches Leid,
An Frohsinn's Statt nur Traurigkeit,
Daß mir darob das Herze bricht,
Ich trag' es nicht, ich fass' es nicht:
Daß Alles anders worden!

Der treue Schwan.

Von Alex. Kaufmann.

Trag über'n See mich, du getreuer Kahn,
Trag über'n See mich zu des Schwanes Bette,
Weil in dem Neste, drin geruht der Schwan,
Den liebsten Schatz ich gern geborgen hätte!

Dieß Ringlein trug ich selber; jener Stein,
Er glänzte lang an meines Liebsten Finger —
O Schwan, in deinem Bett senk' ich sie ein,
Behüt' mir wohl die lieben, goldenen Dinger!

Wie oftmals sprach die Ruhme: „Wollt Ihr gut
Euch Eurer Burtsche treuen Sinn bewahren,

Gebt nur zwei Ringlein in des Schwanes Hut,
Und Eure Liebe wird kein Leid befahren;

Gebt nur zwei Ringlein in des Schwanes Hut,
Von Euch den einen und von ihm den andern;
So lang der Hort im Schwanenneste ruht,
Bleibt fest die Lieb und kann nicht weiter wandern.“ —

O hüt sie wohl, du guter, guter Schwan,
Sind deiner Treue wir doch jetzt befohlen —
Trag mich zurück — o flieg dahin, mein Kahn,
Im Liebsten Blick will neue Lust ich holen!

Süßes Geheimniß.

Von Max Waldau.

In den Schacht hinab, in den finstern Schacht
Wollt' ich im Borne steigen;
Mich schreckte nicht ab in der grauen Nacht
Der Gnomen Zauberreigen.

Ich wollte klettern bis tief in den Schluff
Wo ihre Erze sieden,
Und wollte, versteckt in der Felsengruft,
Mir scharfe Pfeile schmieden.

Ich wollte ... doch irr' ich noch immer umher
Im lichten Sonnenglanze,
Und pflücte für dich von Blumen ein Meer,
Du holdes Kind, zum Kranze.

Fisch und Vogel.

Von Dr. Joh. Nepomuk Vogl.

Mägblein sitzt an Baches Rand
Mit der Angel in der Hand,
Will ein Fischlein fangen,
Fischchen schwimmt wohl hin und her,
Fischchen schwimmt die Kreuz und Quer,
Läßt sich nicht erlangen.

Jägerbursch in grüner Tracht
Zieht dahin durch Waldesnacht,
Will ein Böglein schießen,
Aber ach, von Ort zu Ort,
Fliegt das list'ge Böglein fort,
Mag von Nast nichts wissen.

Und das Mägblein ohne Ruh'
Fischt und fischt noch immer zu,
Fischchen wird schon kommen,
Jägerbursch durch Au und Flur
Folgt des flücht'gen Bögleins Spur,
Denkt es wird schon frommen.

Blöglich aber durch's Gebüsch
Steht der Bursch das Mägblein frisch
Wie ein Möselein prangen,
Doch das Mägblein sieht auch ihn,
Will und kann doch nicht entflieh'n
Und ihr glüh'n die Wangen.

Böglein fliegt von Hag zu Hag,
Fischlein schwimmt, wohin es mag,
Keines sorgt für Deute,
Sieht ja doch mit munterm Sinn
Jäger bei der Fischerin,
Späht nicht Eins nach Deute.

Die Rossprobe.

Von Alex. Kaufmann.

Es war der gute Sir Henricourt,
Der stritt für die Krone Sicilien;
Der wollte zertreten auf scharfem Ritt
Die edeln französischen Lilien.

Da schickt der König ihm ein Pferd,
Von ächtestem Blut entsprossen,
Den Preis von Andalusien's
Berühmten trefflichen Rossen.

Zum Waldgrund ritt Sir Henricourt,
Zu mächtigen Buchen und Eichen,
Da greift er den stärksten Ast und treibt
Den Sporn in des Rosses Weichen.

Die Währe schäumt und bäumt — den Ast
Gelingt es nicht zu knicken —
„So muß der König mir noch heut
Ein stärker Rosslein schicken!“

Der König schickt ein stärker Ross:
„Mag's damit besser stecken!“
Und wieder ritt in den grünen Wald
Sir Henricourt mit dem Schocken.

„Streich aus, streich aus, mein Königsgroß!“
Das Ross strich aus nicht bitter,
Und ätzend bricht der mächt'ge Ast,
Dah laut aufjauchzt der Ritter:

„Jetzt freich in den wilden Kampf hinaus —
Heil, Krone von Sicilien!
Nun glänzen bald wie Blut so roth
Die weißen französischen Lilien!“

Auf rosigten Wolkenschiffen.

Von Max Waldau.

Auf rosigten Wolkenschiffen
Segelt die Fantasie,
Weiß nichts von Klippen und Riffen
Und scheitert nie.

Auf alten zerschütterten Karren
Rasselt die Wirklichkeit,
Und wird von tausend Warren
Dem Sturze geweiht.



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

